

Diese Kopie wird nur zur rein
persönlichen oder internen
Information überlassen.
Jede Form der Vervielfälti-
gung oder Verwertung dieser
Zusammenstellung oder
einzelner Artikel benötigt die
ausdrückliche, vorherige
Genehmigung des Urhebers.
www.suhrkamp.de
E-Mail: presse@suhrkamp.de

Suhrkamp

Pressedossier

Katja Petrowskaja



© Susanne Schleyer

Geboren 1970 in Kiew, studierte Katja Petrowskaja Literaturwissenschaften in Tartu (Estland) und promovierte 1998 in Moskau. Seit 1999 lebt sie in Berlin. 2014 erschien ihr preisgekröntes Debüt *Vielleicht Esther*.

Preise

Premio Strega Europeo 2015 2015

Schubart-Literaturpreis der Stadt Aalen 2015

Ernst-Toller-Preis 2015

»aspekte«-Literaturpreis 2014

Preis der Leipziger Buchmesse (Nominierung) 2014

Ingeborg-Bachmann-Preis 2013

Stipendium des Künstlerhauses Ahrenshoop 2013

Grenzgänger-Stipendium der Robert-Bosch-Stiftung 2010

ACTR-Forschungsstipendium 1994-1995

PRESSESTIMMEN

ZU
»VIELLEICHT ESTHER«

Hieß sie wirklich Esther, die Großmutter des Vaters, die 1941 im besetzten Kiew allein in der Wohnung der geflohenen Familie zurückblieb? Die jiddischen Worte, die sie vertrauensvoll an die deutschen Soldaten auf der Straße richtete – wer hat sie gehört? Und als die Soldaten die Babuschka erschossen, »mit nachlässiger Routine« – wer hat am Fenster gestanden und zugeschaut?

Die unabgeschlossene Familiengeschichte, die Katja Petrowskaja in kurzen Kapiteln erzählt, hätte ein tragischer Epochenroman werden können: der Student Judas Stern, ein Großonkel, verübte 1932 ein Attentat auf den deutschen Botschaftsrat in Moskau. Sterns Bruder, ein Revolutionär aus Odessa, gab sich den Untergrundnamen Petrowski. Ein Urgroßvater gründete in Warschau ein Waisenhaus für taubstumme jüdische Kinder.

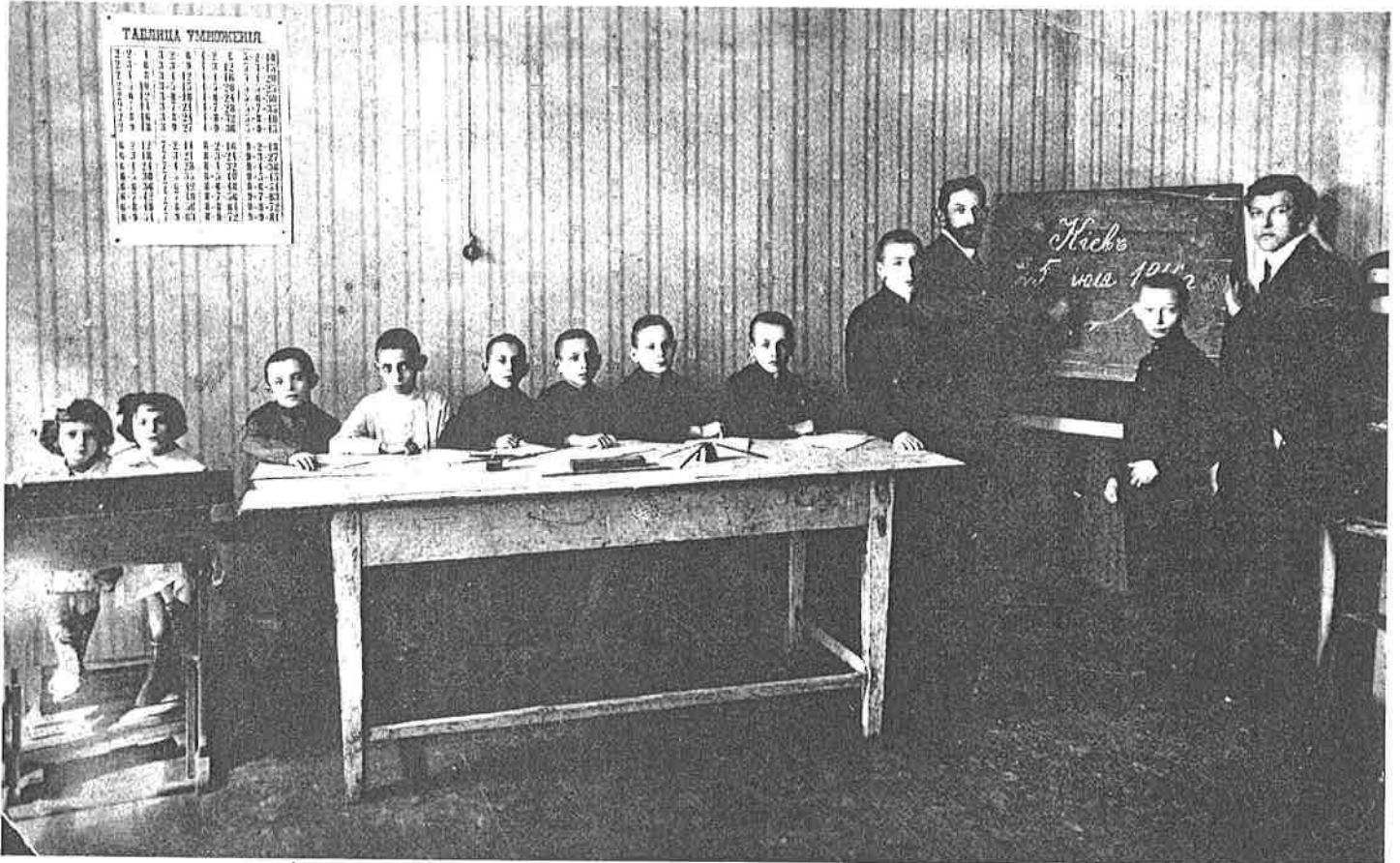
Wenn aber schon der Name nicht mehr gewiß ist, was kann man dann überhaupt wissen?

Statt ihren gewaltigen Stoff episch auszubreiten, schreibt die Autorin von ihren Reisen zu den Schauplätzen, reflektiert über ein zersplittertes, traumatisiertes Jahrhundert und rückt Figuren ins Bild, deren Gesichter nicht mehr erkennbar sind. Ungläubigkeit, Skrupel und ein Sinn für Komik wirken in jedem Satz dieses eindringlichen Buches.

Zitat

»Der eigentliche Held meines Buches ist die deutsche Sprache, die ich erst als Erwachsene zu lernen begonnen habe. Durch den Sprachwechsel entkomme ich der Identität, die mir die russische Sprache zuschreibt. Auf Deutsch bin ich nicht mehr von vornherein im Recht, hier spreche ich weder in der Rolle des Siegers noch des Opfers (wozu mich meine osteuropäisch-jüdische Geschichte ohnehin zwingt). Es entsteht eine Art Stereo-Effekt. Historisch freigesprochen, kann ich mich der Frage zuwenden, wo wir heute als Menschen stehen – unabhängig davon, wer unser Großvater war.«

Sonntag, 29.130.3.2014



Katja Petrowskajas Buch enthält auch Fotos, unter anderem diese um 1915 entstandene Aufnahme der Gehörlosenschule ihres Urgroßvaters Oziel Krzewin (der Mann mit Bart), der mitsamt seinen Schülern während des Ersten Weltkriegs von Warschau nach Kiew floh Foto: Privatarchiv/Suhrkamp Verlag

JAHRHUNDERT Katja Petrowskaja gräbt nach flüchtigen Erinnerungen und fragt nach der Sprache, welche die Überlieferung spricht: „Vielleicht Esther“

Ich hatte zwei Großmütter

VON ULRICH GUTMAIR

Wer wissen möchte, wer er ist, muss die familiäre Überlieferung befragen, in der sich allerdings oft rätselhaft Lücken auftun. Katja Petrowskaja hätte keinen besseren Titel für ihr Ringen mit der Überlieferung finden können als „Vielleicht Esther“. So nennt die Autorin ihre Urgroßmutter, weil ihr Vater sich im ersten Moment gar nicht an den Vornamen der Frau erinnern kann, die man in der Familie nur Babuschka rief: „Ich glaube, sie hieß Esther, sagte mein Vater. Ja, vielleicht Esther. Ich hatte zwei Großmütter, und eine von ihnen hieß Esther, genau.“

„Vielleicht Esther“ ist so auch eine Chiffre für den immer prekären Status, den das Überlieferte gegenüber der Idee einer zu erstrebenden historischen Wahrheit einnimmt. Überliefern heißt immer auch vergessen, auslassen, beschönigen. Die stille Post der Erinnerung akkumuliert Fehler, während sie Einzelheiten gern mal zugunsten einer Pointe vergisst. „Ich hatte gedacht, man braucht nur von diesen paar Menschen zu erzählen, die zufälligerweise meine Verwandten waren, und schon hat man das ganze zwanzigste Jahrhundert in der Tasche“, schreibt Katja Petrowskaja im Wissen darüber, dass diese Idee naiv, aber notwendig war, um die Reise beginnen zu können.

Ihr Buch handelt davon, wie Überlieferung stattfindet, welche Sprache sie spricht und was sie für die Existenz der Erzählerin bedeutet. Daher handelt es sich bei „Vielleicht Esther“ um Literatur im besten Sinn, auch wenn nichts an Petrowskajas Geschichten fiktiv ist. Sie werden von einem wiederkehrenden Gefühl des Mädchens angestoßen, das die Autorin einmal war: „Das Gefühl des Verlustes trat ohne Vorwarnung in meine ansonsten fröhliche Welt, es schwebte über mir, streckte seine Flügel aus, ich kriegte keine Luft und kein Licht, wegen eines Mangels, den es vielleicht nicht gab.“ Nun soll das



Nichts ist fiktiv: Katja Petrowskaja
Foto: Susann Schleyer/Suhrkamp

Graben in flüchtigen Erinnerungen, soll die Recherche an befremdlichen Orten wie Mauthausen die Lücken in der familiären Überlieferung schließen.

Einige der Vorfahren Katja Petrowskajas waren Taubstummenlehrer. Einer war ein Attentäter. Viele wurden von den Nazis ermordet, während des Kriegs, den Katja Petrowskaja als ihre und vielleicht auch unsere Antike begreift.

Katja Petrowskaja wurde 1970 in Kiew geboren, 1999 zog sie mit ihrem deutschen Mann nach Berlin. Katja Petrowskaja – was für ein urrussischer Name. Im niederen orthodoxen Klerus kommt er oft vor. Die Familie trägt ihn, seit Katjas Großvater Schimon Stern als Kommunist im revolutionären Untergrund den Decknamen Semjon Petrowskij angenommen hat.

Semjons Bruder Jeguda Stern schoss am 5. März 1932 mitten in Moskau auf den deutschen Botschaftsrat Fritz von Twardowski. Ein sowjetisches Gericht verurteilte ihn zum Tod, danach wurde die Erinnerung an ihn in der Familie zu gefährlich. Erst spät wird wieder über ihn gesprochen, sein Bruder Semjon hält ihn für einen Meschuggenen. Es ist das einzige jiddische Wort, das in der Sprache der Familie verblieben ist, was Katja Petrowskaja zu der Frage bringt: „Ist die Verrücktheit meine letzte Verbindung mit dem Judentum?“

Zu neuen Menschen wollten viele der osteuropäischen Juden werden, um den Obskurantismus und das Elend ihrer Vorfahren hinter sich lassen, sie wollten keine vom Partikulären gezeichneten Menschen mehr sein. Ein neuer Name ist der erste Schritt zur Neuerfindung. Damit ist es jedoch schnell wieder vorbei, als Anschläge der deutschen Besatzer in Kiew „saemtliche Juden“ auffordern, sich an Sammelpunkten einzufinden.

Vielleicht Esther fühlt sich verpflichtet, die Treppen ihres Hauses hinunterzusteigen, obwohl sie kaum gehen kann. Im August 1941 ist ihre Familie vor der Wehrmacht aus Kiew geflo-

hen. Esther musste bleiben, weil die Fahrt auf der Ladefläche eines Transporters viel zu anstrengend für sie gewesen wäre. Nun aber rufen die Besatzer, denen Esther mehr traut als den Ukrainern, und so schleppt sich Katja Petrowskajas Urgroßmutter die Straße hinunter, die nach Friedrich Engels benannt ist. Vor der Revolution hat sie den Namen Luthers getragen.

„Wenn Kain Abel getötet hat und Abel keine Kinder hatte, wer sind dann wir?“, fragt sich Katja Petrowskaja, weil sie Angst hat, dass die Schlechtesten überlebt haben könnten. Womöglich hat der eigene Großvater die Herrschaft Stalins nur überstanden, weil er damals auf der richtigen Seite war, also von heute aus betrachtet auf der falschen, das ist zumindest der Verdacht, den die Enkelin formuliert.

Petrowskajas „Wir“ erstreckt sich so nicht nur auf die eigene Familie, es transzendiert die Kategorien, die das 20. Jahrhundert auf die Körper gestanzt hat. Wir, das sind am Ende nicht Deutsche, Juden, Nazis, Kommunisten, Ukrainer, Sowjets, Autochthone, Exilanten, sondern wir alle als Nachfahren Kains.

Das ist kein Relativismus, keine Nivellierung der Toten und der Taten, denn nichts soll vergessen werden, das ist der Sinn jeder Überlieferung. Nur der Einzelne kann einem Verbrechen zum Opfer fallen, nur der Einzelne kann schuldig werden. Um das Gefühl des Mangels, des Verlusts überwinden zu können, das in der Familie als Echo der Gewalt weitergetragen wird, muss die Überlieferung wiederhergestellt werden. Katja Petrowskaja tut das in ihrem beispielhaften Buch, das von den Verheerungen des 20. Jahrhunderts erzählt, die in seinen Enkeln weiterleben.

Katja Petrowskaja
Vielleicht Esther

Katja Petrowskaja: „Vielleicht Esther“. Suhrkamp, Berlin 2014, 285 S., 19,95 Euro

Überlieferung
Die stille Post
der Erinnerung
akkumuliert Fehler,
während sie
Einzelheiten gern
mal zugunsten einer
Pointe vergisst



Erotischer Wille zur Eroberung

LITERATURKRITIK: Katja Petrowskajas Debüt „Vielleicht Esther“ ist eine Huldigung an die deutsche Sprache und das ergreifende Porträt einer Familie.

Woher kommt die Stimme, die hier zu hören ist? Wer ist diese Katja Petrowskaja, die sich mit ihrem Buch „Vielleicht Esther“ auf Anhieb einen vorderen Platz in der deutschen Literatur erschrieben hat und jetzt rundherum nichts als Staunen und Bewunderung hervorruft?

Geboren wurde sie 1970 im damals sowjetischen Kiew, der ukrainischen Stadt, die nun ins Zentrum des Weltgeschehens gerückt ist und in der ihre Eltern heute noch leben. Sie selbst zog es in jungen Jahren ganz allein nach Moskau. Dort beendete sie die Schule, nahm im estländischen Tartu das Studium der Slawistik und Literaturwissenschaft auf, setzte es, mit Stipendien, in den USA fort und schloss es in Moskau mit einer Promotion ab. Russisch spricht sie heute besser als Ukrainisch, das Deutsche aber ist ihre Passion.

Petrowskaja, 44, lebt seit 15 Jahren mit ihrem deutschen Mann in Berlin (nicht weil er es wünschte, sondern weil sie dorthin wollte). Sie ist mit ihrer Kolumne „west-östliche Diva“, die in der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“ erscheint, bekannt geworden. Die Sprache, in der sie sich nun literarisch betätigt, hat sie im Alter von 27 zu sprechen begonnen. Ihr Debüt „Vielleicht Esther“ lebt nicht zuletzt von der Liebe zu dieser Sprache, von einem erotisch aufgeladenen Willen zur Eroberung: „Ich begehrte Deutsch so sehr, weil ich damit nicht verschmelzen konnte“, schreibt sie einmal und erkennt darin die Chance: „Mein Deutsch blieb in der Spannung der Unerreichbarkeit und bewahrte mich vor Routine.“

Das ist Understatement: Diese Autorin schreibt ein klangvolles und nuancenreiches Deutsch, wie es nur selten zu lesen ist. Auch wenn sie gelegentlich (wie sie offen sagt) den korrigierenden Beistand eines Muttersprachlers in Anspruch nimmt, so ist doch der eigenwillige und betörende Tonfall ganz und gar der ihre.

Die Autorin vermag die Fremdheit der Sprache fruchtbar und zur Grundlage einer umfassenden Recherche zu machen. Das Deutsche wird ihr zur „Wünschelrute auf der Suche nach den Meinigen“, nach Vorfahren, „die jahrhundertlang taubstummen Kindern das Sprechen beigebracht hatten, als müsste ich das stumme Deutsch lernen, um sprechen zu können“.

Ursprünglich wollte Katja Petrowskaja lediglich eine Art Stammbaum ihrer weitverzweigten, über viele Länder verteilten Familie anlegen, in der über mehrere Ge-

war es gerade umgekehrt: Rusja studierte in Paris und Jusek in Wien.“ Dann folgt ein Nachsatz, ohne Kommentar: „Und an noch einen Satz erinnere ich mich: Auch Rusja und Jusek haben den Bürgersteig mit der Zahnbürste geputzt.“

Das Kind, das die Autorin einmal war, konnte damit wenig anfangen und dachte, das habe sich in der Schweiz abgespielt, wo doch alles so sauber ist. Irgendwann im Laufe ihrer Recherche muss Petrowskaja sich ihre eigene Blindheit eingestehen: „Ich verstand nicht mehr, wie ich mir niemals hatte einbilden können, ich sei verschont geblieben. Irgendwie wusste ich, dass meine polnischen Verwandten alle ungelassen waren, die Geschwister von Ozjel, seine Mutter, Zygmunt, Hela, ihre Familie, wie sonst, aber ich hatte nie an sie gedacht.“

Von ihrem Urgroßvater Ozjel, hundert Jahre vor ihr geboren, fällt der Autorin ein sowjetisches Arbeitsbuch in die Hände, von ihrer Großmutter Rosa sind Blätter mit Erinnerungen geblieben, unleserlich, da die Erblindende manche Seiten wie ein Palimpsest mehrfach beschrieb.

Es sind auf den Punkt gebrachte Geschichten, ohne überflüssige Verzierungen,

voller sprechender Details, mit erschütternden Lebenswegen und schrecklichen Todesarten, sparsam angereichert mit Fotos (nicht nur darin an die Bücher von W. G. Sebald erinnernd). Das alles ist vorgetragen in sowohl ergreifender wie zupackender Erzählung, behutsam, zweifelnd, oft verzagend. Selten wurde eine Familienrecherche, und es gibt ihrer in zwischen ja unzählige, derart spannend und bisweilen tränentreibend dargeboten.

Katja Petrowskaja schafft es, ihre zahllosen Figuren plastisch vor Augen zu stellen. Eine bemerkenswerte Leistung. Wahre Geschichten wollte sie schreiben, und anders als an Fakten orientiert konnte dieses Buch nicht gelingen. Als Romanfiktion wäre es überladen und ungläubwürdig, würde es konstruiert wirken. So ist es große Literatur geworden.

VOLKER HAGE



Katja Petrowskaja
Vielleicht Esther

Autorin Petrowskaja

nerationen hinweg der Unterricht von taubstummen Kindern Tradition war und von der Schulen und Waisenhäuser gegründet wurden. Die heutige Nachfahrin wollte sich einen Überblick über die Lebenden und Toten verschaffen.

Aber wie es so geht mit Familiengeschichten und mit der Geschichte dieser Familie ganz besonders: Die Legenden, die widersprüchlichen Mosaiksteine wollen geklärt, befragt und bezweifelt werden. Wer einmal damit angefangen hat, findet so leicht kein Ende. Und wer schreiben kann, der beginnt zu erzählen.

Zunächst bleibt alles verschwommen, undeutlich vom Hörensagen: „Rusja studierte in Wien und Jusek in Paris, an diesen Satz meiner Großmutter erinnere ich mich“, heißt es. Und weiter: „Wer Rusja und Jusek waren, habe ich nie erfahren, irgendwelche Verwandte eben. Vielleicht

Zeit Literatur März 2014

ZEIT LITERATUR

N° 12
MÄRZ 2014

Zur Leipziger Buchmesse:
Ein Besuch bei der Nobelpreisträgerin
Toni Morrison. Die Philosophin
Lisa Herzog definiert Freiheit neu.
Dazu die wichtigsten Bücher
des Frühjahrs

Der Berlin-Kiew-Express

Katja Petrowskaja wurde in der Ukraine geboren.
Seit 1999 lebt sie in Berlin. Ihr Debüt »Vielleicht Esther«
erzählt von den vielen Vergangenheiten ihrer Heimat



»Wir sind
die letzten
Europäer!«

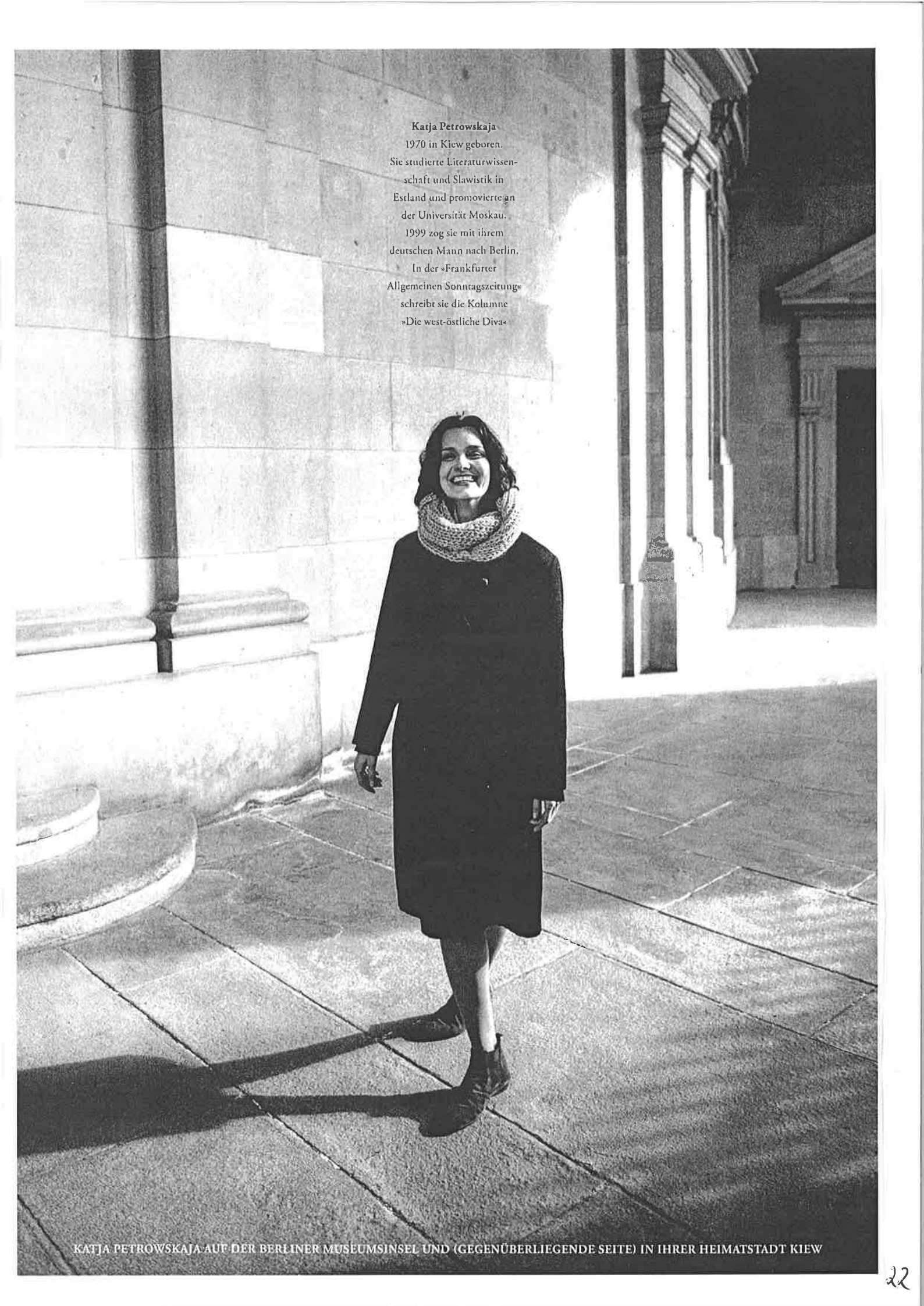
Muttersprache Russisch, Literatursprache Deutsch: Eine Begegnung mit der in der Ukraine geborenen Schriftstellerin Katja Petrowskaja, deren glänzendes Debüt »Vielleicht Esther« just in den Tagen erscheint, in denen in ihrer Heimat alle Zeichen auf Krieg stehen

VON HELMUT BÖTTIGER. FOTOS: URBAN ZINTEL

KATJA PETROWSKAJA IN DEN ERSTEN FRÜHLINGSTAGEN DIESES JAHRES AM BERLINER SPREEUFER



ZEITUNG KULTUR



Katja Petrowskaja
1970 in Kiew geboren.
Sie studierte Literaturwissen-
schaft und Slawistik in
Estland und promovierte an
der Universität Moskau.
1999 zog sie mit ihrem
deutschen Mann nach Berlin.
In der »Frankfurter
Allgemeinen Sonntagszeitung«
schreibt sie die Kolumne
»Die west-östliche Diva«

»**ICH** schreibe keine Literatur!« Etwas Verblüffenderes kann sie kaum sagen. Sie hat im letzten Jahr den Ingeborg-Bachmann-Preis in Klagenfurt gewonnen, der Suhrkamp Verlag bringt jetzt ihr Buch heraus, und wenn man es aufschlägt, besticht es sofort durch seine bildhafte Sprache, seine unerwarteten Verknüpfungen – doch sie meint ihren Satz ernst. Das Verhältnis von Katja Petrowskaja zur Literatur hat viele Seiten, und wenn man anfängt, sich in eine davon zu vertiefen, kommt man unversehens bei einer anderen wieder heraus. Erfunden ist in *Vielleicht Esther* nichts. »Das einzig Fiktive ist die Sprache«, stellt sie fest, und darin liegt das Geheimnis.

Wir sitzen in einem Café in Berlin-Mitte, wo alles, was mit Kunst zu tun hat, nervöser wirkt als anderswo. Sie spricht nachdenklich und leise, aber durchaus nicht langsam. Man merkt, dass sie sich lange mit dem beschäftigt hat, worum es geht, mit ihrer Herkunft und ihrer Biografie. Doch gerade deswegen gibt es bei ihr auch oft Stromschnellen der Rede: Sie beschreibt eine Situation nicht nur, sie wendet sie mit vielen Bewegungen hin und her, und dann wird sie emotional. Sie kann im selben Moment lachen und äußerst dezidiert sein, wirkt mit ihren feinen Gesichtszügen konzentriert, angespannt wie eine Feder und überwach.

Dass diese Autorin ihr Buch auf Deutsch geschrieben hat, erinnert an ein Stück tief versunkener Literaturgeschichte. Von den Habsburgern bis zu den Schergen von Hitler und Stalin gab es ein osteuropäisches Idiom, in dem sich Deutsches, Slawisches und Jüdisches mischten. Doch das ist nur noch eine ferne Erinnerung. Katja Petrowskaja wohnt in Berlin und wurde 1970 in Kiew geboren. Ihre Muttersprache ist Russisch. Ende der achtziger Jahre, als Gorbatschows Perestrojka unübersehbar wurde, war sie in dem Alter, in dem alles nach Aufbruch drängt. »Wir gingen los!«, sagt sie, und das entwickelt eine Doppelbedeutung, für die man erst in einem Zustand zwischen den Sprachen so richtig hellhörig wird. Ihre Generation trat nicht mehr auf der Stelle, sie lebte in etwas Neues hinein – aber dieses »Losgehen« hatte auch etwas von einer Explosion. »Plötzlich geht der Druck weg – und du bist irgendwo.«

In Kiew ist diese Erfahrung gerade heute wieder aktuell. Katja Petrowskaja verfolgt die Entwicklung mit großer Anspannung. Erst vor Kurzem war sie für eine Woche dort, und in dem Viertel, in dem sie aufgewachsen ist und wo ihre Eltern noch wohnen, standen Barrikaden. »Ich komme aus Byzanz«, erklärt Katja Petrowskaja. Mit der habsburgischen Tradition der Westukraine hat sie nichts zu tun, sie ist ein Teil der anderen großen europäischen Kulturgeschichte, ein Teil Ostroms. Doch auch sie stammt aus einer jüdischen Familie; »sowjetisch, russisch, jüdisch« nennt sie als ihre Einflüsse. Von 1987 bis 1992, in der Zeit des großen Umbruchs, studierte sie im entlegenen estnischen Tartu, wo Professoren wie Juri Lotman »einen nichtideologischen Raum entwickelten«. Als sie 1993 in Moskau weiterstudieren wollte, galt sie plötzlich als Ukrainerin und war Bürgerin eines anderen Staates.

In *Vielleicht Esther* spielen all diese Zeiten und Schichtungen eine Rolle. Die Autorin vergewissert sich ihrer eigenen Familiengeschichte und stellt fest, dass sich heute die Zerrissenheiten und Hoffnungen der verschiedenen Vergangenheiten wiederholen. Sie schreibt in ihrem Buch viel von Gewalt – damit, dass diese Gewalt sie jetzt in ihrer Heimatstadt hinterücks wieder einholen würde, konnte sie nicht rechnen.

Katja Petrowskaja sieht sich als Angehörige »der letzten sowjetischen Generation«, doch sie wurzelt gleichzeitig in einem Kulturbürgertum, das so nur im Permafrost der Ostblockstaaten überwintern konnte. Zehn Jahre lang hat sie im Chor gesungen und eine Zeit lang Ballett getanzt. »Wir sind die letzten Europäer!«, stellt sie fest, und das bekommt angesichts der Kämpfe auf dem Maidan eine besondere Note. Ihre Eltern seien immer »klar« geblieben. Von ungefähr einem Dutzend Büchern, die ihr Vater als Literaturwissenschaftler schrieb, sind nur wenige veröffentlicht worden. Er konnte im Verband der Theaterschaffenden unterkriechen, damit er nicht als Arbeitsloser der Miliz ausgesetzt war. Und die Mutter, eine Historikerin, sagte nach der Besetzung Prags 1968: »Neue Geschichte unterrichte ich nicht mehr!«

In den sechziger Jahren kam ein Klavier ins Haus, es war als Kriegsbeute nach Kiew gelangt, mit goldenen Buchstaben: »Kaiserlicher Hoflieferant C. Hoffmann«. Die Prägung durch ihre Familie ist in jeder Zeile von *Vielleicht Esther* zu spüren. 1998 wurde Katja Petrowskaja in Moskau promoviert, und als sich dort die Situation zuspitzte und das System Putin Konturen annahm, sagte sie zu ihrem deutschen Mann, den sie zwei Jahre zuvor kennengelernt hatte und der durchaus bleiben

wollte: »Wir müssen raus hier!« Deutsch begann sie mit 26 zu lernen. Und sie lebt in Berlin nun als eine Autorin, die an eine verloren geglaubte, spezifisch östlich gefärbte Vielschichtigkeit des Deutschen wieder anknüpft.

Man kann in ihren assoziativen Bilderschleifen Anklänge an die Fantastik von Bruno Schulz erkennen, in ihren skurrilen Verzerrungen den Satzbau von Charms oder Chlebnikow. Das beginnt schon im ersten Kapitel, an den Gleisen des Berliner Hauptbahnhofs: An der Glasfront der Halle steht unübersehbar »Bombardier«. Was bedeutet dieses Wort, was schwingt darin mit? Die Ich-Erzählerin wird von einem älteren Herrn mit amerikanischem Akzent vorsichtig danach gefragt. Die deutsche Geschichte steht hier angesichts des Namens dieser Eisenbahn- und Flugzeugbaufirma groß im Raum, und sie wird noch größer dadurch, dass sich der Mann als ein Jude herausstellt, der sich jetzt auf die Reise zu seinen Vorfahren in ein polnisches Dörfchen macht – genauso wie die Ich-Erzählerin.

Da sie sich in Berlin zu Hause fühlt und den Mann beruhigen möchte, entwirft sie schnell eine andere Geschichte. »Bombardier« sei ein erfolgreiches Musical, das gerade in Berlin laufe, da spiele die Pariser Kommune eine Rolle. Und die Erzählerin fährt fort, »dass es schon Probleme gegeben habe, weil im Hauptbahnhof für Bombardier geworben wird, nur mit diesem einen Wort, kommentarlos, es stand schon in der Zeitung, sagte ich, ich erinnere mich, sagte ich, dort stand, das Wort wecke falsche Assoziationen, sogar einen Gerichtsfall hat es gegeben im Streit der Stadt mit dem Musical, es wurden Linguisten beigezogen, stellen Sie sich vor, die das Wort auf sein Gewaltpotential hin überprüften, und das Gericht hat das Urteil zu Gunsten der freien Werbung ausgesprochen. Ich glaubte immer mehr an meine Worte, obwohl ich keine Ahnung hatte, was dieses Bombardier am Dachbogen des Bahnhofs bedeutete und woher es kam, aber das, was ich so begeistert und fahrlässig erzählte und was ich auf keinen Fall als Lüge bezeichnen würde, beflügelte mich, und ich schweifte immer weiter ab, ohne die geringste Angst abzustürzen, ich drehte mich immer weiter in den Kurven dieses niemals gesprochenen Urteils, denn wer nicht lügt, kann nicht fliegen.«



So dreht sie sich immer weiter in den Kurven ihrer Sätze, und das wirkt ganz selbstverständlich auch wie eine Beschreibung der Autorin selbst: Sie gerät beim Sprechen in einen Sog, in den sie sich bereitwillig hineinziehen lässt, um dann selbst überrascht davon zu sein, wohin es sie trägt. Es ist verblüffend, wie diese zarte, feingliedrige Person sofort auch etwas Flamboyantes entfalten kann – zwischen gedankenschnelle Reflexionen über das sowjetische Leben und die literarische Tradition mischen sich Invektiven gegen Journalisten, die schon etwas über sie geschrieben haben, scharfe emotionale Spitzen, und man ahnt: Es kann nur falsch sein, was man über sie schreibt, weil sie im nächsten Atemzug sofort einen neuen Zusammenhang herstellt. Sie möchte unwillkürlich alles kontrollieren, was über sie gesagt wird, und lässt sich gleichzeitig mitreißen von dem Assoziationsstrom, den sie entfesselt.

Die Passage am Berliner Hauptbahnhof mit dem amerikanischen Juden auf der Suche nach der osteuropäischen Vergangenheit endet mit dem Satz: »Und nun fuhrn wir mit dem Warszawa-Express von Berlin nach Polen, mit dem Segen Bombardiers, umgeben von Vorhängen und Servietten, seinen Insignien mit dem Aufdruck WARS, einer Abkürzung, so altmodisch und vergangen wie *Star Wars* und andere Kriege der Zukunft.«

Mit diesen Mitteln der Wahrnehmung unternimmt Katja Petrowskaja Tiefenbohrungen in die Geschichte. Ihr Großvater hieß eigentlich Semjon Stern. Als er zu den Bolschewiken ging, nahm er den Decknamen Petrowskij an, »ein Stein unter Sternen«, und dieser Name wurde beibehalten. Sein Bruder, Judas Stern, schoss 1932 auf den deutschen Botschaftsrat in der Sowjetunion und wurde hingerichtet. Bis heute ist nicht ganz geklärt, was Judas Stern umtrieb und wer womöglich hinter dieser Aktion steckte. »Meschugge« ist das einzige Wort, das der Vater der Ich-Erzählerin dem Bolschewiken Semjon entlocken konnte, »meschugge« sei sein Bruder gewesen, und meschugge ist auch das einzige jüdische Wort, das im Sprachgebrauch der Familie zu Zeiten der Sowjetunion noch existierte.

Vom 14-stöckigen Hochhaus links des Dnjepr, in dem die Familie wohnte, werden die Scheinwerfer in die verschiedensten Richtungen gedreht. Und so geraten auch die Kochrezepte der schönen Tante Lida ins Bild, die verschollen sind und unerreichbare Genüsse versprechen – gefilte Fisch, Strudel oder süße Würste mit Rosinen. Oder die Großmutter Rosa, die beim Hören einer alten Schallplatte (»Lieder, in einem obdachlosen Moll zu singen«) zum ersten Mal nach Jahrzehnten wieder Jiddisch spricht. Oder der Großvater, der einen Garten hat mit einem Paradiesapfelbaum – die Enkelin versucht herauszufinden, wie er das KZ Mauthausen und den Todesmarsch überlebt hat. Sie fährt hin, studiert die Karten, »Österreich sieht aus wie ein leicht erregter älthlicher Phallus«, und je näher sie dem Geschehen rückt, desto verrückter wird es.

Das Herzstück des Buches ist die Erkundung von Babi Jar, der Schlucht bei Kiew, in der bis zu 200 000 Menschen erschossen wurden und die heute durch den Abraum einer Ziegelfabrik unsichtbar geworden ist. Dort sind auch etliche Familienmitglieder der Erzählerin umgebracht worden. Eine Urgroßmutter wird direkt auf der Straße getötet, als sie treuherzig auf zwei deutsche Soldaten zugeht. Ihren Namen weiß keiner mehr, auch der Vater hat sie nur »Babuschkka« genannt – »vielleicht Esther«, sagt er dann.

In ihrer Dissertation über den Spätsymbolisten Wladislaw Chodassewitsch sucht Katja Petrowskaja gezielt die Spuren, die sie heute auf andere Weise wieder aufnimmt. Dieser Dichter lebte in den zwanziger Jahren im Exil auch eine Zeit lang in Berlin. Chodassewitsch, so sagt sie, beschrieb besonders intensiv die große russische Sehnsucht, Literatur und Leben zu verschmelzen. In jedem Wort schwingt ein Hallraum mit, der Eindeutigkeit nicht zulasse. Und es ist auffallend, dass sie selbst genauso spricht: mit der russischen Melodik, dem russischen Klang auch im Deutschen. Einmal benennt sie ihren »Familiestil«, eine über Generationen gewachsene Art, sich in einschlägigen Herrschaftssystemen zu behaupten. Und das erklärt auch ihre hohe Betriebstemperatur: »Ein Witz ist wichtiger als eine richtige Antwort, das Wort ist mehr wert als das Ergebnis. Lieber ein Clown sein, als Regeln zu akzeptieren, die man nicht respektiert.«

Es gibt ein dicht gewobenes osteuropäisches Netz aus literarischen Sprachen und Bezügen. Katja Petrowskaja entwirrt es, knüpft es ganz anders wieder zusammen und fügt neue Fäden hinzu. Die Szene in Babi Jar heute, die sie reportagehaft beschreibt – ein Park, Jogger, Flaschen

sammelnde Rentner –, erscheint wie in einem Film, etwas Vages, mit Worten nicht Einzuholendes, aber voller bedrängender Bilder. »Wir sind nicht gereist, wir haben Filme gesehen«, sagt Katja Petrowskaja im Berliner Café über ihre sowjetische Prägung. Beim Schreiben der Babi-Jar-Passagen habe sie an einen Film von Antonioni gedacht, *Blow Up* von 1966. Der Park, der heute die Schlucht von Babi Jar verbirgt, sieht in ihren Kameraeinstellungen genauso aus wie jene diffuse Baum- und Rasenlandschaft in London: Hinter dem unscheinbaren Alltag lauert der Abgrund, den man ständig ahnt. Doch konkrete Anhaltspunkte fehlen. *Vielleicht Esther*: Dieses Buch, das aus konkreten Erinnerungen, Beobachtungen und Recherchen besteht und unmerklich durch die assoziative Kombination seiner Elemente zu Literatur wird, spielt genauso in der Gegenwart wie in der Vergangenheit.

Und ein anderer Film taucht plötzlich in diesem zeitgenössischen Berlin auf. Katja Petrowskaja kam 1996 zum ersten Mal hierher, im Dezember, sie spürte den Matsch unter den

Füßen, »eigentlich ein sowjetisches Phänomen«, und sah den Potsdamer Platz mit den Augen von Wim Wenders' *Der Himmel über Berlin*. Da sei »etwas passiert«. Sie hatte dieselbe Erkenntnis wie Curt Bois in diesem Film: »Ich kehre zurück!« Als ob sie diesen surreal anmutenden Ort bereits zu kennen schien, die weiten, leeren Flächen der Stadt, in der noch die Narben des Krieges zu sehen waren. Gerade diese Narben schienen freie Räume zu schaffen, unbestimmt, aber voller Zukunft.

Dazu passte, dass sie auf einem Kinderspielplatz in Prenzlauer Berg von einer anderen Mutter gefragt wurde, ob sie schon einen Kitaplatz habe. Es handelte sich um eine Korrespondentin der *Neuen Zürcher Zeitung*, die dann sofort einen Artikel über ihre sowjetische Kindheit bestellte. Da begann Katja Petrowskaja auf Deutsch zu schreiben, »ein zweites Leben, eine Liebe, die nicht vergeht, weil man sie nie erreicht«. Auf diese Weise ist das Deutsche für sie mit der Literatur identisch geworden. Und die Geschichte setzt an einer ganz neuen Stelle wieder an.

Katja Petrowskaja: *Vielleicht Esther*

Erzählung; Suhrkamp Verlag, Berlin 2014; 285 S., 19,95 €, als E-Book 16,99 €

DASS DIE
GEWALT, VON
DER SIE
SCHREIBT, SIE
JETZT IN DER
WIRKLICHKEIT
EINHOLT –
DAMIT HATTE
SIE NICHT
GERECHNET



«LIEBER EIN CLOWN SEIN, ALS REGELN ZU AKZEPTIEREN, DIE MAN NICHT RESPEKTIERT»

Süddeutsche
Zeitung

Die Vergangenheit lebt, wie sie will

11.3.2014

Katja Petrowskaja sucht nach den Geschichten ihrer Familie und nach einer Sprache, sie zu erzählen.
Ihr Buch „Vielleicht Esther“ ist für den Preis der Leipziger Buchmesse nominiert

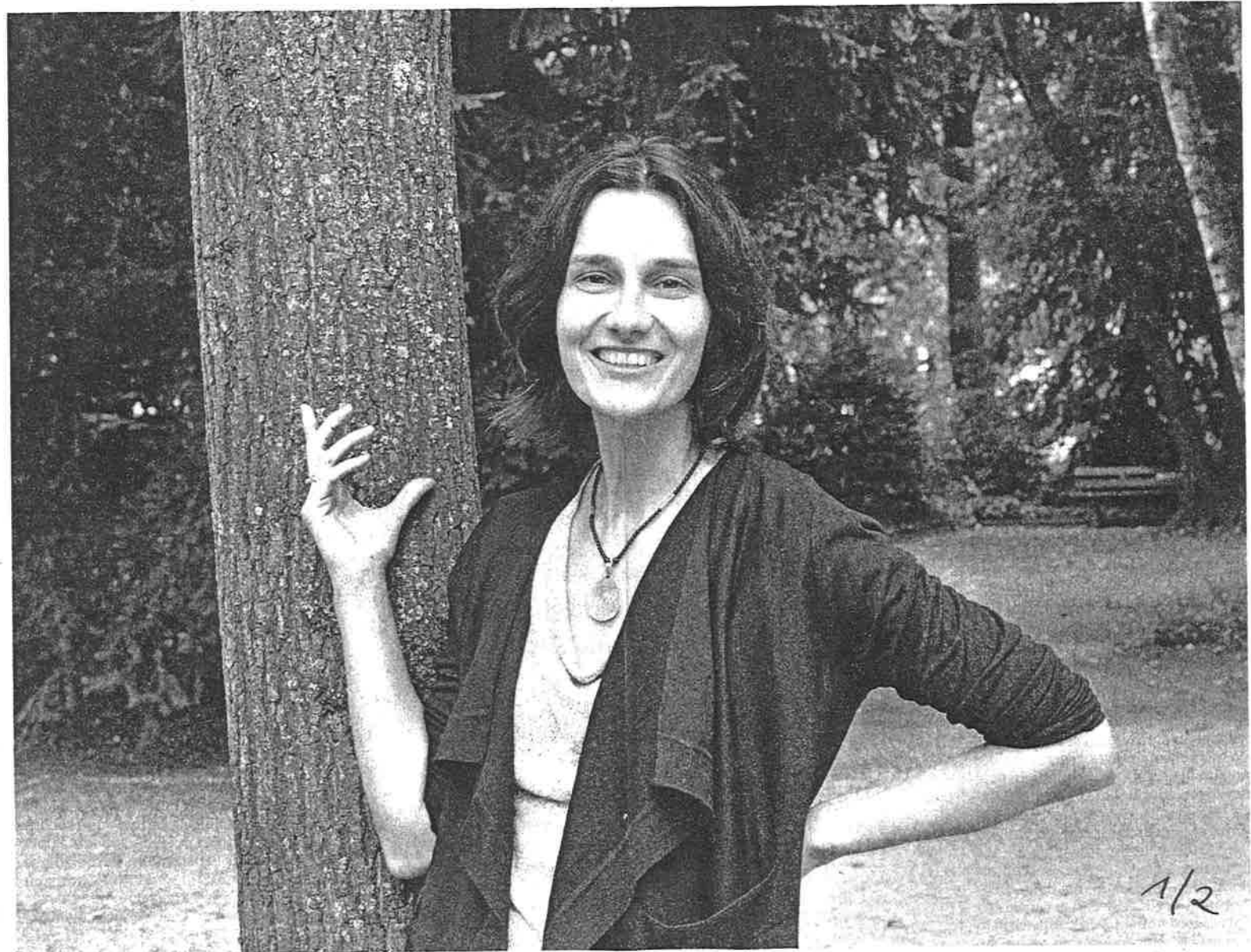
VON JENS BISKY

Der Familienroman und die Zeitgeschichte führen seit vielen Jahren eine höchst konventionelle Beziehung, der in jeder Saison neue Bücher entspringen. Darin geht es dann beispielsweise um die Spannung zwischen der Familienkontinuität und den historischen Brüchen, um Verschweigen, Schuld und Erbe. Die literarischen Verfahren gleichen allzu oft der Dramaturgie von Fernsehserien. Geschichte wird zum häppchenweisen Verzehr aufbereitet, emotionale Schauer inklusive, aber so, dass man danach gut einschlafen kann. „Vielleicht Esther“ von Katja Petrowskaja teilt mit den Familiengeschichtsromanen das Sujet und hat ansonsten nichts gemein mit den Routinen des Genres. Im Gegenteil. Auf atemberaubend unbefangene Weise werden hier neue Formen erprobt, um von der Ohnmacht angesichts der Vergangenheit zu erzählen: die Vergangenheit, „sie lebt, wie sie will, sie schafft es nur nicht zu sterben“.

Katja Petrowskaja
Vielleicht Esther

Katja Petrowskaja:
Vielleicht Esther.
Geschichten. Suhrkamp
Verlag, Berlin 2014.
285 Seiten, 19,95 Euro.

Katja Petrowskaja wurde 1970 in Kiew geboren, seit 1999 lebt sie in Berlin. Mit einer der Geschichten dieses Buches, mit „Vielleicht Esther“, hat sie im vergangenen Jahr den Bachmann-Preis gewonnen. Das „Ich“, die Erzählerin des Buches, wuchs in Kiew auf und verbrachte einen großen Teil der Kinderjahre „in einem neuen vierzehnstöckigen Wohnblock auf der linken Seite des Dnjepr“. Eine Vergangenheit schien es nicht zu geben, „nur eine saubere Zukunft“. Dass Großmutter Rosa in Warschau geboren worden war, schien dem Kind ein Trumpf, ein Auszeichnung, eine Besonderheit unter all den sowjetischen



„Dieses Deutsch war mir eine Wünschelrute auf der Suche nach den Meinigen, die jahrhundertlang taubstummen Kindern das Sprechen beigebracht hatten ...“
Katja Petrowskaja wurde 1970 in Kiew geboren, hat im estnischen Tartu Literaturwissenschaft studiert und lebt seit 1999 in Berlin.

FOTO: OHLBAUM/LAIF

Literaturbeilage Seite 14

1/2

SZ 11.3.2014

Kindern: „alle gleich, mit dem gleichen Nebel in der Familiengeschichte, der vielleicht gerade die Voraussetzung für unsere Gleichheit bildete“. Den Nebel zu zerstreuen, Wege durch ihn hindurch zu finden, ist eine Absicht dieses Buches.

Katja Petrowskaja legt Wert darauf, nichts „erdichtet“ zu haben. Ihre Kunst besteht darin, wie sie Familienüberlieferungen, Archivfunde, Rechercheergebnisse, Erinnerungen, Reiseerfahrungen zwischen Berlin, Kiew, Warschau, Mauthausen verdichtet, wie sie Motive findet und entwickelt, unaufdringlich wiederaufgreift. Das erste Motiv ist ein ganz gegenwärtiges: „Google sei Dank“ beginnt dieses Buch, ein Abschnitt trägt den Titel „Facebook 1940“, ausdrücklich spricht Petrowskaja von ihrem „Internet-Judentum“.

Die Raschheit der Recherche, die Möglichkeiten, in Sekundenschnelle etwas herauszufinden, zu prüfen spielen ebenso eine Rolle wie Irrtümer, Ungenauigkeiten, auch der Kampf gegen Suchmaschinen, die viele Treffer anzeigen, von denen kei-

ner den Erwartungen, der Anfrage entspricht: Sie sucht nach einem ehemalige Stalag für Kriegsgefangene bei Salzburg und nach dem Russenfriedhof – angeboten werden Wanderwege, Ferienhäuser. Auch diese Nebel gilt es zu lichten.

Das zweite große Motiv der Geschichten ist das der fremden Sprache. Mal spielerisch, mal ungläubig vergleicht die Erzählerin die Worte und Wendungen, die Möglichkeiten, etwas deutsch, russisch oder polnisch zu sagen. Deutsch – nemeckij – ist im Russischen „die Sprache der Stummen“. Die Mutter sagt, über sieben Generationen, „zweihundert Jahre lang“ habe die Familie „taubstummen Kindern das Sprechen beigebracht“. Berichtet wird über Ozel Krzewin, den Vater der Großmutter Rosa, der Lehrer für Taubstumme war, in Warschau eine Schule leitete. Da ein unbetontes „O“ im Russischen als „A“ ausgesprochen wird, klingt sein Name nach „Asyl“.

Das Wort „Fikus“, das „Fikussieren“, die „Fiktion“ und das Jiddische prägen die Ti-

telgeschichte „Vielleicht Esther“. Sie handelt von der Großmutter, die vielleicht Esther hieß, 1941 in Kiew blieb, da sie nicht mehr laufen konnte. Am 29. September 1941 hatten sich alle Juden der Stadt an einer Straßenecke einzufinden. In der Weiberschlucht, in Babij Jar, wurden sie ermordet. Was geschah mit „Vielleicht Esther“? Sprach die Großmutter, an deutsche Ord-

Ein Motiv dieser Geschichten ist das der fremden Sprache – der russischen, deutschen Wörter

nung glaubend, mit einem Offizier?, „Cherr Offizehr, begann Babuschka mit ihrem unverkennbaren Anhauch, überzeugt davon, sie spreche Deutsch, zeyn Zi so fayn, sagen Sie mir, was zoll ick denn machen? Ikh hob di plakatsn gezen mit instruktsies far yidn, aber ich kann nicht so gut laufen, ikh kann nyscht loyfn azoy schnell. – Sie wurde auf der Stelle erschossen, mit nachlässiger

Routine, ohne dass das Gespräch unterbrochen wurde, ohne sich ganz umzudrehen, ganz nebenbei.“

Ein Großonkel, Judas Stern, schoss 1932 in Moskau auf einen deutschen Botschaftsrat. Nach einem Schauprozess, nach Folter und gefälschten Beweisen, wurde er hingerichtet. Ein Großvater, „der einzige Ukrainer in der Familie“, geriet im Krieg in deutsche Gefangenschaft, kam nach Mauthausen, überlebte, kam nach der Rückkehr in die Sowjetunion in ein Filtrationslager, verschwand auf Jahre im Gulag, der nicht so genannt wurde. Man sprach von „unseren Lagern“. Die Geschichten dieser Familie lassen den Wunsch des Vaters – der sich gern mit Geschichte beschäftigt –, die Geschichte möge sich nicht mit ihm beschäftigen, sehr verständlich erscheinen.

Wer in den siebziger Jahren in Kiew aufwuchs, für den war der Große Vaterländische Krieg die „wichtigste Einführung in die Weltgeschichte“. Und doch war da immer Nebel gewesen. Katja Petrowskajas

Buch ist auch der Versuch, sich nicht von der Gewalt der Zahlen, von der „Vorstellung der Gewalt“ vergewaltigen zu lassen.

Die oft entsetzlichen Geschichten, die Episoden dieser Suche nach den Verschwundenen, den Ermordeten, nach den fehlenden Mitgliedern der Familie, all die Reiseepisoden und Vergewisserungen über das treffende Wort leben von dem Willen, sich zu erinnern und nicht den vorgefertigten Geschichtsbildern zu überlassen. Sie bestechen durch eine seltene Tugend: Behutsamkeit.

Die ungewöhnliche Frische dieser Prosa verdankt sich dem Takt der Autorin gegenüber den Toten wie den Lebenden. Niemandem rückt sie zu dicht auf den Leib, keinen lässt sie hinter dem am nächsten liegenden Wort verschwinden. Ihr Deutsch, schreibt sie, „blieb in der Spannung der Un-erreichbarkeit und bewahrte mich vor Routine“. Wahrscheinlich wirken die Sätze dieses Buches deswegen so klug und leicht zugleich.



LITERATURSRIENGE

NR

Bomben auf friedliche Bürger? Nein, der Befehl zum Bombardieren im Berliner Hauptbahnhof, der Katja Petrowskajas Erzählerin irritiert, hat einen ganz anderen Hintergrund. Deutsche Geschichte ist abgründig. Das weiß auch Per Leo.

Foto Carsten Fischer

Als der Krieg nicht zu Ende war

Wenn man nicht alle zu Hause hat: Katja Petrowskajas jüdische Familiengeschichte „Vielleicht Esther“ sucht eine Sprache für den Schrecken.

Von Jan Wiele

Es gibt Erzählungen, in denen rettet das Erzählen Leben. Der berühmteste Fall sind wohl die Geschichten aus „Tausendundeiner Nacht“: Scheherazade gelingt es kraft ihrer Erzählkunst, den Furor eines frauenmordenden Königs zu bremsen, sie rettet damit zahlreiche Leben und schließlich auch das eigene.

Die Erzählerin in Katja Petrowskajas Buch „Vielleicht Esther“ scheint auch an die lebensrettende Kraft ihrer Profession zu glauben: In der Kerngeschichte, mit der die Autorin vergangenen Sommer den Bachmannpreis gewann, gibt es eine Stelle, die zunächst darauf hindeutet. Es ist das Jahr 1941 in Kiew, die deutschen Besatzer haben überall Plakate mit der Bekanntgabe aufgehängt, dass sich „sämtliche Juden der Stadt Kiew und Umgebung“ am 29. September um acht Uhr zu versammeln haben – wie man heute weiß, war es die als „Evakuierungsaktion“ verbrämte Aufforderung zu einem Zwangsmarsch an die Schlucht Babij Jar, wo dann innerhalb von zwei Tagen nahezu 34 000 Menschen und später noch viele mehr ermordet wurden.

In der Zeit zwischen dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht im August und diesem Massaker sucht die Erzählerin, eine Nachgeborene, die Spuren ihrer eigenen Vorfahren in Kiew: die ihres Vaters Miron, der damals ein neunjähriger Junge war, seines Bruders und seiner Eltern, und die seiner Großmutter, deren Namen man nicht kennt und die womöglich nur eingebildet ist. Diese Urgroßmutter der Erzählerin wird darum „Vielleicht Esther“ genannt und gibt dem Buch den Titel.

„Wer konnte, floh aus Kiew“, heißt es da, und es folgt dann eine kuriose Episode, nach der es der Familie nur gelingt zu entkommen, weil ihnen im letzten Moment noch ein Platz auf einem Lastwagen freigemacht wird, an dem zuvor eine Pflanze stand: „Diesem Fikus verdanke ich mein Leben“, folgert die Erzählerin, weil ihr Vater ohne ihn womöglich nicht überlebt und es sie somit nie gegeben hätte. Dann aber wird es kompliziert: In

der Schreibgegenwart der Erzählerin erinnert sich der Vater gar nicht mehr an das Bäumchen, und plötzlich schwindet ihr die Grundlage ihrer Lebensgeschichte. Doch der Vater tröstet sie: Manchmal sei es gerade die Prise Dichtung, die Erinnerung wahrheitsgetreu mache. Und so lernt die Erzählerin, den „Fikus“ wenn nicht als historisches Faktum, so doch als Vehikel zu verstehen, um sich auf ihre eigene Herkunft überhaupt einen Reim zu machen: „Es hat sich also herausgestellt“, resümiert sie, „dass wir unser Leben einer Fiktion verdanken.“

Das wäre dann also der Scheherazade-Effekt der Literatur – aber es ist nur die halbe Wahrheit über Katja Petrowskajas Buch. Denn in derselben Geschichte gibt es noch einen anderen Erzählversuch, der im krassen Gegensatz dazu steht. Er kommt von der besagten Urgroßmutter, die nicht aus Kiew geflohen ist, und die sich an einen deutschen Offizier wendet, in der grotesken Vorstellung, dieser werde ihr helfen. Vertrauensvoll hebt sie auf Jiddisch an: „Ikh kann nyscht loyfn azoy schnell.“ Unmittelbar danach heißt es in schlichtem Berichtsstil: „Sie wurde auf der Stelle erschossen, mit nachlässiger Routine, ohne dass das Gespräch unterbrochen wurde.“

Es ist die denkbar kälteste Absage an ein rettendes Erzählen, dieses Erzählen richtet überhaupt nichts aus. Ein Mensch wird beiläufig ausgelöscht, ein Mensch, der für Millionen andere steht. Diese Kälte steht in krassem Gegensatz zu dem Ton, den man beim Bachmann-Wettbewerb als „wunderbar leicht“ bezeichnet hat. Aber wunderbar leicht ist er eben nicht durchgängig, der plötzliche Abgrund gehört zu ihm wie die bittere Ironie. Seine Paradoxie lautet: Wir müssen erzählen, fiktionalisieren, um überhaupt existieren zu können, aber andererseits kann keine Fiktion den Schrecken von Kiew 1941, den Schrecken des Holocausts wirklich einholen. Diese Paradoxie durchzieht das ganze Buch, das der Versuch einer Sprachfindung für das Inkommensurable ist.

Was an der Fikus-Geschichte exemplarisch deutlich wird, das weitet Katja Petrowskaja in sechs Kapiteln meisterhaft zu einem erzählerischen Strukturprinzip aus, mit dem sie den Verästelungen ihres Familienstammbaums durch das gesamte zwanzigste Jahrhundert folgt. Die Erzählerin darf man wohl gleichsetzen mit der Autorin, die 1970 in Kiew geboren wurde und seit 1999 in Deutschland lebt. Sie verfügt über die doppelte Erfahrung mit der Erinnerungskultur der Sowjetunion und der deutschen nach dem Mauerfall, und sie hat gerade als Nicht-Muttersprachlerin ein Sensorium für die deutsche Sprache, das die Lektüre zu einer sehr beson-

deren, berührenden und verstörenden macht.

Die Motivation ihres Schreibens erhellt sich aus einer einleitenden Sprachbeobachtung des Russischen, in dem die Frage, ob jemand nicht alle Tassen im Schrank habe, laute: „Hast du nicht alle zu Hause?“ Die Feststellung, dass etwas fehlt in der Familiengeschichte oder sogar einige fehlen, setzt eine Suche in Gang, die von Berlin nach Polen und in die Ukraine führt, zurück in das Kiew der Kindheit, an den Unfassbarkeitsort Babij Jar, wo alle Erinnerung buchstäblich verschüttet ist, aber auch in die Gedenkstätte des Konzentrationslagers Mauthausen.

Jede einzelne Erinnerung an diese historischen Personen ist erschütternd und voller schwarzer Löcher, die sich wiederum nur durch bewusstes erzählerisches Gedankenspiel füllen lassen. Besonders die des Großonkels Judas Stern, der 1932 in Moskau ein Attentat auf den deutschen Botschafter verübte. Die Erzählerin spürt ihr in Archiven nach, aber viele der Hintergründe werden sich wohl nie mehr klären lassen, die Akten sind porös: „Deutschland zerbröselte in meinen Händen, wird immer unfassbarer.“

Petrowskajas Buch bildet Fotos und Dokumente ab wie ein Sachbuch – aber oft nur, um zu zeigen, dass auch sie nichts erklären können. Ihr sarkastischer Sprachwitz ist dafür umso bemerkender. Im verminten Gelände des Deutschen lauert ihr überall der Krieg auf, so wie auf einer großen Werbetafel von „Bombardier“ am Berliner Hauptbahnhof, die sie als ein „gnadenloses Willkommen“ empfindet. Wie ernst diese Beobachtung ist, versteht man im Kontext eines anderen Satzes aus der Lebensgeschichte der gebürtigen Ukrainerin, der zudem eine bedrückende Aktualität gewinnt: „Wir schöpften aus der nie versiegenden Quelle des Krieges.“

Die Aussage, dass sie ihr Schreiben ausdrücklich nicht als Literatur versteht – „Geschichten“ lautet der Untertitel des Buches –, ändert nichts daran, dass sie damit eine ganz eigene Art der Erzählkunst geschaffen hat, eine autobiographische Metafiktion, angereichert mit Mythologie, ein postmodernes Dokumentarspiel, welches die sprachliche Bedingtheit unserer Wirklichkeit aufs Neue deutlich macht und zudem mit einem Streich fast alle jüngst an die Gegenwartsliteratur gerichteten Vorwürfe widerlegt.

Katja Petrowskaja:
„Vielleicht Esther“.
Geschichten.
Suhrkamp Verlag, Berlin
2014. 285 S., geb., 19,95 €.

Katja Petrowskaja
Vielleicht Esther

FAR
Ja 8.5.2014
2/12

Fraukefano Rundschau, 8.19.3.2014



Katja Petrowskaja, 1970 in Kiew geboren.

GEZETT/IMAGO

Die Lebenden und die Toten

Ein Zuhause für eine Familie: Katja Petrowskajas „Vielleicht Esther“

Von Cornelia Geissler

Es spricht ein Ich in diesem Buch, das den Leser bald so vereinnahmt, dass es auch Du heißen könnte. Denn man bekommt den Eindruck, an den Überlegungen und Recherchen der Autorin, ja sogar am Vorgang des Schreibens selbst beteiligt zu sein. Einmal sagt sie: „Ich beobachte diese Szene wie Gott aus dem Fenster des gegenüberliegenden Hauses. Vielleicht schreibt man so Romane. Oder auch Märchen. Ich sitze oben, ich sehe alles!“ In dieser Position hat man sich da als Leser längst eingefunden. Gerade ist ein Rätsel gelöst, aber die Geschichte noch nicht zu Ende. Ja, eigentlich wurde gerade die Frage nach Esther geklärt, die ursprünglich Anlass zum Erzählen war, aber die Autorin und wir sind inzwischen so verstrickt, dass es weitergehen muss.

Katja Petrowskaja schreibt in „Vielleicht Esther“ über ihre Familie, über die Lebenden und vor allem über die toten Mitglieder. Alle Zweifel über die Authentizität räumt sie aus, wenn sie am Ende ihren Eltern dankt für ihr Verständnis gegenüber einem Buch, „das ich für sie und zugleich über sie geschrieben habe, in einer Sprache, die sie nicht kennen“. Katja Petrowskaja, geboren in Kiew, lebt in Berlin und schreibt auf Deutsch. Für einen Ausschnitt aus „Vielleicht Esther“ gewann sie den Ingeborg-Bachmann-Preis 2013, ihr Debütroman ist jetzt für den Preis der Leipziger Buchmesse nominiert. Russisch nennt sie weiterhin ihre Muttersprache. So auch, wenn sie in österreichischer Landschaft feststellt, dass diese keinen Begriff für das Wandern kennt, „auf Russisch können wir nur pilgern oder wandeln“.

Vielleicht schreibt man so Romane. Petrowskaja hat ihrem Buch die Genrebezeichnung „Ge-

schichten“ vorangestellt, aber die führt in die Irre. Denn keinesfalls bekommt man hier etwas vorgezsetzt, das sich so oder so in Häppchen lesen ließe. Es hängt alles miteinander zusammen, verbunden durch Linien wie die Verzweigungen eines Stammbaums. Was sie beunruhigt, ist, dass sie keine Bilder hat von den meisten Menschen hinter den Namensschildchen, die an dem Stammbaum ihrer Familie hängen. Und sie bringt eine neue Definition für einen vielbenutzten Begriff: „Geschichte ist, wenn es plötzlich keine Menschen mehr gibt, die man fragen kann, sondern nur noch Quellen.“

Der Tag, da aus dem jüdischen Namen Stern das russische Petrowski wurde

Vielleicht hieß seine Großmutter, die zurückblieb, als die Nazis kamen, Esther, mutmaßt der Vater. Das treibt die Autorin zum Erzählen an. Sie findet Dokumente, oft unter Mühen. Sie ergründet die Tradition der Familie, Gehörlose zu unterrichten, sogar noch, als die Gebärdensprache verboten ist. Und sie entdeckt auch die Tradition, sich in Gehörlose zu verlieben.

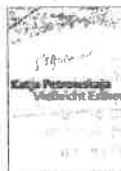
Sie findet Fotos und stellt sie in den Text. Sie findet eine Schallplatte, auf der ihre Großmutter auf Jiddisch singt, in einer Sprache, die sie von ihr nie hörte. Sie stößt auf den Tag, da aus dem jüdischen Nachnamen Stern das russische Petrowski wurde – im Untergrund im Kampf gegen die deutsche Besatzung in Odessa gewählt, weitergereicht bis zur Autorin. Sie reist nach Auschwitz und schreibt einen langen Satz über Arbeit und Freiheit, der einem den Kopf verdreht.

Katja Petrowskaja sucht und schreibt, sie benutzt das Deutsche dabei als „Ausweg, ein zwei-

tes Leben, eine Liebe, die nicht vergeht, weil man sie nie erreicht“. Nein, das muss eine glückliche Liebe sein. Denn ihr Deutsch liest sich geschmeidig. In ihren Träumen aber vermischen sich die Sprachen; da kommen die toten Verwandten auf sie zu. Traumnotate ziehen sich über eine Buchseite, alles kleingeschrieben, nur von Kommata getrennt – so sind die Augen beim Lesen gefesselt, finden Ruhe erst, wenn auch die Autorin sich wieder in geordnete Strukturen des Erzählens begibt.

Dieses Buch packt einen bei den Sinnen, eine fremde Familie wird lebendig und versammelt sich hinter des Lesers Rücken, weil Katja Petrowskaja ihre Helden so dringlich erweckt. Wenn ihr Großvater ihrem Vater nicht das Überleben ermöglicht hätte, gäbe es sie gar nicht, folgert sie. Dass aber ihr Großvater in Gefangenschaft überlebte, bedeutete, dass etliche andere neben ihm starben. „1 verstehe ich, 10 auch, 100 mit Mühe und 1000?“, schreibt sie in der Gedenkstätte Mauthausen, wo an die hunderttausend Menschen im KZ getötet wurden oder durch Arbeit zugrunde gingen. „Bei welcher Zahl verschwindet der Mensch? Mit 20 Millionen Kriegstoten sei sie in der Sowjetunion aufgewachsen, „dann stellte sich heraus, es waren viel mehr“.

Ihre Familie hat jetzt ein Zuhause: dieses Buch. Katja Petrowskaja verbindet das Heute mit dem Gestern, schnürt es zu einem Päckchen, das ins Lesegepäck für morgen gehört.



Katja Petrowskaja:
Vielleicht
Esther. Roman.
Suhrkamp Verlag,
Berlin 2014.
285 Seiten,
19,95 Euro.

Schalk und Schrecken

„Vielleicht Esther“
von Katja Petrowskaja
ist eines der leichtesten
Bücher, die je über
den Massenmord
der Nazis an den
Juden geschrieben
wurden *Jan Küveler*



„Auf Deutsch bin ich noch minderjährig“: Katja Petrowskaja, in Kiew geboren, der Liebe wegen seit 1999 in Berlin

Nach Auschwitz, hat Adorno einmal verfügt, kann man keine Gedichte schreiben. Er irrte. Man kann, sobald die Organe, die zum Fühlen und Denken nötig sind, ihr Trauma halbwegs überwunden haben. Und weil es von da immer noch ein weiter Weg ist – wohin? zu einer Gesundung, Versöhnung? –, braucht man unbedingt auch Beine.

Zum Beispiel Beine wie die der Babuschka Rosa, der „Blumenoma“ der Erzählerin Katja Petrowskaja, die mit einem Auszug aus ihrem jetzt erscheinenden Buch „Vielleicht Esther“ im vergangenen Sommer den Bachmannpreis gewann. Das war übrigens gleich klar, als sie gelesen hat

einer Lawine aus Schlamm und Sowjetunion. „Heute“, schreibt Petrowskaja, „kann man mit der U-Bahn zur Schlucht fahren“.

Die zugeschüttete Schlucht, die nur noch in der Erinnerung klafft, ist die Flucht des Buchs, vielleicht. So vielleicht wie die Urgroßmutter, die im Titelkapitel von flachsblonden deutschen Soldaten „mit nachlässiger Routine“ mitten auf der Straße in Kiew erschossen wird, „Vielleicht Esther“ heißt. Petrowskajas Vater weiß es nicht mehr genau, er war zu klein, als die Familie floh und die betagte Babuschka zurücklassen musste. Ein paar Tage später kann Vielleicht Esther immer noch kaum laufen, will aber pflichtbewusst dem Aufruf Folge leisten, der überall plakatiert ist: „Saemtliche Juden der Stadt Kiew und Umgebung haben sich am

der ja, auch das hat Adorno einmal festgestellt, zugleich zum Beschwören und zum Bannen böser Geister da ist. In unserer modernen Antike bedienen die Geister Maschinengewehre. Und die abschüssige Straße, auf der Vielleicht Esther ihren letzten Gang geht, in einer Langsamkeit, die mit der Zeitlosigkeit verwandt ist, heißt ausgerechnet Engelsstraße. „Alle, die nicht wussten, in welchem Reich diese Straße lag“, schreibt Petrowskaja, „konnten denken, sie sei tatsächlich den Engeln gewidmet. Ich war ein sowjetisches Kind, kannte Friedrich Engels und erdete meinen Schritt.“

So geht, geerdeten Schritts, den Blick gen Himmel gerichtet, vierzig Jahre später die Urenkelin Katja auf den Spuren von Vielleicht Esther. Es ist eines der großen Verdienste dieses wunderbaren Buchs, dass es

ich hoffte, der Bote habe die Adresse verwechselt.“ So wie sie selbst kurz zuvor die Adresse eines Hauses in Warschau verwechselt hat, Nummer 16 statt Nummer 14.

Ihre Mutter hatte ihr erzählt, Zygmunt und Hela Krzewin hätten in der Ulica Ciepla 14 gewohnt. Ein 70-jähriger Mann, ausgestattet mit der „überschwänglichen Höflichkeit eines Gentleman der vergangenen Epoche“, den sie im Jüdischen Historischen Institut Warschau trifft, schenkt ihr ein Bild, er hat es kurz zuvor auf Ebay erstanden – „alte Leute verkaufen sie, bevor sie abtreten, oder ihre Kinder, dieses Foto habe ich von einem Angehörigen der Wehrmacht gekauft, für siebzig Euro, ein guter Preis.“ Aber die Adresse ist verwechselt, das Haus falsch, und als Petrowskaja schon zu dem überschwänglich höflichen Gentleman zurückgehen will, ihm die Türen zurückgeben, die drei Jahre vorher noch

DER BESTSELLER



FRANK GOOSEN
LACHT, WENN ES ZUM
WEINEN NICHT REICHT

Die Menschen hatten nichts zu lachen – Zukunftssorgen, Arbeitslosigkeit und Krise machten dicke Luft – und lachten doch beim Opelener Solidaritätsfest 2013. Verantwortlich für das ausgelassene Gelächter? Frank Goosen. Er ist stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender beim VfL Bochum, Bestsellerautor, witzelnde Rampensau und nah dran am „kleinen Mann ausm Pott“: „Früher war nicht alles besser. Das aber schon. Hermann Gerland hätte diesen Ball gegessen und im gegnerischen Tor wieder ausgeschissen. Immer wieder aufstehen. Immer wieder sagen: Es geht doch! Glück auf!“

Goosen erzählt „Dönekens“, Geschichten aus dem Leben, die den Schenkelklopfertum bedienen, aber eben auch tragikomisch sein können, wie in seinem neuesten Buch „Raketenmänner“. Die Verortung und Neuverortung des Mannes hat im Ruhrgebiet mit all seinen ehemaligen Grubenkerls und Malochern Tradition. Und das nicht erst seit den Diskussionen um Gleichberechtigung, Verhandlungen von Rollenklischees und neuen Familienmodellen, sondern auch, weil sich die Strukturen im Revier verändern: das Zechensterben und dazu der verzweifelte Versuch, Industrieschick und Kreativwirtschaft zukunftsfruchtig zu verpaaren.

Herbert Grönemeyer fragte schon in seinem Kolibri-Messias: Was ist die

erscheinenden Buch „Vielleicht Esther“ im vergangenen Sommer den Bachmannpreis gewann. Das war übrigens gleich klar, als sie gelesen hatte, als eine der Ersten im Wettbewerb. Bis dahin war sie in verschämter Koketterie über die Wiese vor dem Klagenfurter ORF-Studio geirrt, wie eine Katze, die sich verlaufen hat. Wer nicht nur Ohren hatte zum Hören, sondern auch Augen zum Sehen, der bemerkte gleich, dass die behände Eleganz, die wie beiläufige Punktlandung, die ihre Prosa kennzeichnet, die übrigens mindestens zur Hälfte aus Lyrik besteht, nichts Aufgesetztes war, sondern ihren Ursprung in der Tiefe ihres Wesens hatte.

„Meine Babuschka hatte tatsächlich sehr schöne Beine“, schreibt Petrowskaja im kleinen Kapitel „Ariadnefäden“, „sie war leichtfüßig, noch im Krankenhaus, kurz vor ihrem Tod, zeigte sie den Krankenschwestern, wie man Charleston tanzt, das war, als die Krankenschwestern die Zimmer lüfteten und Rosa aufstehen musste, trotz ihrer Schmerzen, sie konnte nur noch liegen und tanzen.“

So ist es mit dem ganzen Buch, durch das unzählige solcher kleinen Geschichten wimmeln wie Glühwürmchen durch eine dunkle Nacht. Es kann nur liegen und tanzen. Es tanzt den Charleston über einer Schlucht, in der Hunderttausende Ermordete liegen. Die Schlucht heißt Babij Jar und befand sich früher am Stadtrand von Kiew. Inzwischen ist sie zugeschüttet, von

Folge leisten, der überall plakatiert ist: „Saemtliche Juden der Stadt Kiew und Umgebung haben sich am Montag, dem 29. September 1941 um 8 Uhr, Ecke Melnik- und Dokteriwski-Straße (an den Friedhoefen) einzufinden.“

Als sie im Schildkrötengang des berühmten Paradoxes von Zenon, uneinholbar selbst durch den schnellfüßigen Achill, der Straßenkreuzung zustrebt, wo sie der flachblonde deutsche, nachlässig routinierte Tod erwartet, ahnt Vielleicht Esther nichts vom Schicksal der anderen, die auch zur mathematischen Größe der „saemtlichen Juden der Stadt Kiew“ zählen. Petrowskaja eilt ihr voraus und berichtet: „Als sie nach Babij Jar kamen, mussten sie sich ausziehen, wurden nackt durch die Reihen der Polizei getrieben, angeschrien und geschlagen – und dort, wo man durch die Öffnung den Himmel sah, am Rand der Schlucht, wurden sie von beiden Seiten mit Maschinengewehren erschossen.“

Wenn man mit Petrowskaja spricht, sagt sie: „Dieser Krieg ist unsere Antike.“ Mit „unsere“ meint sie beide, Juden und Deutsche, deren Schicksal – man entkommt den raunenden, unbegreiflichen Worten nicht – unauflöslich verbunden ist. Sie hat den Mythos dazu geschrieben,

Katja Petrowskaja:
Vielleicht Esther.
Suhrkamp, Berlin.
285 S., 19,95 €.

um Spuren der Familie Krzewin zu finden, stößt sie auf Schritt und Tritt auf hebräische Schriftzeichen. Noch während des Kriegs, als die Juden verschwunden waren, zersägte man dort die jüdischen Grabsteine und pflasterte mit ihnen die Straßen, die leere Rückseite nach oben. Erst später, bei Kanalarbeiten, war man weniger sorgfältig, sodass man heute alle paar Meter über einen Fetzen Grabsteintext stolpert. „Ob man davon weiß oder nicht“, schreibt Petrowskaja, „jeder, der die Straßen von Kalisz entlanggeht, tritt die Grabsteine mit Füßen.“ Abends, als es in Kalisz dämmert, hat sie einen Traum: „Der Traum kam wie ein Fremder in der Nacht, ich erschrak und wusste, mir wird eine Aufgabe gestellt, die ich nicht erfüllen kann, und

den Spuren von Vielleicht Esther. Es ist eines der großen Verdienste dieses wunderbaren Buchs, dass es nichts festzurren, abschließen, ausräumen will. Es geht, ganz buchstäblich, der Erinnerung nach. „Man hinkte den Ereignissen hinterher“, heißt es einmal in Petrowskajas typischer Lakonie, in der sich Schrecken und Schalk die Waage halten.

als Petrowskaja schon zu dem uberschwänglichen höflichen Gentleman zurückgehen will, ihm die Toten zurückgeben, die drei Jahre vorher noch so lebendig, aber schon angsterfüllt aus dem Bild starren, entdeckt sie, dass darauf zwei Häuser zu sehen sind, neben der Nummer 16 die Nummer 14. Die Adresse war falsch und ist doch richtig.

So schlafwandelt dieses erstaunliche autobiografische Ich durch das Leben seiner Verwandten, pöppelt durch beharrliches Gießen und zärtliche Pflege einen hundertfach gefällten, zerhackten, verbrannten Stammbaum wieder auf, der natürlich nur ein Baum in einem großen Wald ist. Im Gegensatz zum Sprichwort sieht man aber normalerweise, in den Geschichtsbüchern und Fernsehreportagen über die Verbrechen der Deutschen im Osten, die Bäume vor lauter Wald nicht mehr. In „Vielleicht Esther“ wird einem höchstens durch die Anzahl der Blätter schwindelig. Die Namen verloreener, jetzt wiederentdeckter Familienmitglieder rauschen hintereinanderweg wie die Erzählerin und ihr spät aus dem Krieg zurückgekehrter Großvater am Ende des Buchs in der neuen Straßbahn, einer „futuristischen Attraktion“, fugen- und zaunlos über Kiewer Kreuzungen, „ungestüm wie ein Vogel am Himmel, ein ungestümer Flug bis zur letzten Station“.

Dass sie – und wir mit ihnen – noch immer unterwegs sind, ist, trotz allem und dank dieses Buchs, ein großes Glück.

trachtig zu verpaaren.

Herbert Grönemeyer fragte schon in seinem Kulthit „Männer“: „Wann ist ein Mann ein Mann?“ Dieser Frage spürt auch Frank Goosen nach: Kamerate – das Hemd spannt, die Haare sprießen an den falschen Stellen – wird von seiner Frau betrogen. Der neurotische Wenzel sucht sein Glück und kauft einen muffigen Plattenladen, Overbeck will Gewissheit in Sachen Liebe,

29 Hardcover
Belletristik,
3. Woche

Turbo Krupke hätte es beinahe zu den Bayern geschafft und ist doch nur der kauzige Platzwart, der auf dem Rasenmäher Runden dreht. Und im Mittelpunkt steht eine kleine Geschichte der Popmusik rund um Elton Johns „Rocket Man“. Diese von der Midlife-Crisis gebeutelten Kerle, strahlenden Manager und Gescheiterten haben eins gemeinsam: das Herz am rechten Fleck. Das Kumpelrezept aus dem Kohlepott – auf dem Seil über dem Abgrund des Klischees – funktioniert eben immer, weil universal.

Nadine Hemgesberg

ANZEIGE

JÖRG MAURER - neue Alpenkrimis vom SPIEGEL-Bestsellerautor!

»Große deutsche Unterhaltungsliteratur: endlich.« *Denis Schock*

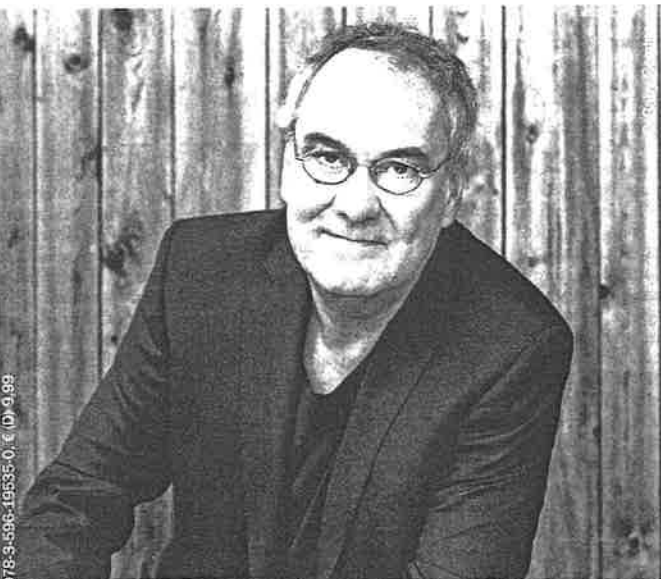
»Auf höchstem Alpen-Niveau. Ein Glück für die deutsche Unterhaltungsliteratur.« *Deutschlandfunk*



ISBN 978-3-651-00633-6 € (D) 16,99



ISBN 978-3-596-19535-0 € (D) 9,99



Jetzt QR-Code scannen und Clip mit Jörg Maurer sehen!
www.maurer-felsenfest.de/wah



SCHERZ
www.fischerverlage.de

Kultur Gespräch

Literaturpreis für Katja Petrowskaja an der Frankfurter Buchmesse

«Der Holocaust war immer präsent»

INTERVIEW: VALERIE WENDENBURG

Katja Petrowskaja, Sie wurden für die Geschichte «Vielleicht Esther» mit dem Ingeborg-Bachmann-Preis ausgezeichnet. Wie fühlen Sie sich mit diesem plötzlichen Erfolg?

Zuerst war ich absolut geschockt. Ich habe mich vorher nie getraut, zu schreiben, und war zu Beginn überhaupt nicht auf den Erfolg vorbereitet. Ich habe über etwas sehr Intimes geschrieben, es sind eigentlich Geschichten für meine Freunde, bei denen ich nie an Preise oder Auszeichnungen gedacht habe. Langsam beginne ich überhaupt erst, das alles zu genießen.

In Ihrem Buch «Vielleicht Esther» gehen sie auf Spurensuche und forschen nach jüdischen Vorfahren. Welche Bedeutung hat das Judentum in Ihrem Leben?

Wenn man weiss, das man jüdischer Herkunft ist, bedeutet das noch lange nicht, dass man irgend etwas von dieser Kultur mitbekommt. Ich bin mit meinen jüdischen Grossmüttern zusammen in Kiew aufgewachsen, aber das heisst nichts. Das Judentum spielte keine Rolle, die Juden in der Sowjetunion lebten ihre Religion zum grössten Teil ja ohnehin nicht aus. Bezeichnend ist viel-

«Ich habe oft selbst keine Sprache für die aktuellen Ereignisse in der Ukraine.»

leicht, das es im Russischen zwei verschiedene Worte für «jüdisch» gibt. Zum einen für die Menschen, die religiös sind, und zum anderen für die, die jüdischer Herkunft sind. Bis vor Kurzem stand in unseren Pässen noch das Wort «Jude», auch wenn die Religion nichts bedeutet hat. Das führte zu der eigenartigen Situation, dass die einzige Identifikationsmöglichkeit, die wir Juden in der Ukraine hatten, die Massengräber aus dem Zweiten Weltkrieg waren. Ansonsten war das Judentum für mich eigentlich kaum existent.

Wurde bei Ihnen zuhause oft über ihre Familiengeschichte und die Geschehnisse im Zweiten Weltkrieg gesprochen?

Meine Mutter ist Historikerin. Ihr Hauptthema war die Zeit des Krieges, sie hat in Schulen unterrichtet, Theaterstücke und Ausstellungen zum Thema organisiert. Der Holocaust war immer präsent, ich bin mit diesem Thema gross geworden.

Meine beiden Eltern sind Kriegskinder. Die Religion hingegen war bei uns überhaupt nicht relevant.

Wann kam das Bedürfnis bei Ihnen auf, selbst nachzuforschen?

Ich habe dieses Bedürfnis schon immer gehabt. Mir ist von Beginn an sehr viel erzählt worden. Wenn man aus einer typischen Intelligenzia-Familie in der Sowjetunion stammt, dann wird viel diskutiert wie bei uns. Dass ich schliesslich ein Buch geschrieben habe, resultiert viel mehr aus einer gewissen Unfähigkeit: Ich wollte Literaturwissenschaftlerin sein, das hat nicht wirklich geklappt, ich schaffte nicht wirklich da zu stehen, wo ich stehen wollte. Dann kam ich nach Berlin und schrieb als Journalistin für russische Medien – aber ich hatte zu viel zu erzählen, und so entstanden meine Geschichten. Erst wollte ich über die fünfziger und sechziger Jahre schreiben, über die Jugend meiner Eltern, aber das klappte auch nicht. Ich kann nicht ohne ein «Ich» schreiben, das hat nicht funktioniert. Es fällt mir leichter, über Dinge zu schreiben, bei denen ich dabei bin oder die ich sehen oder mir vorstellen kann.

Sie haben erst mit 26 Jahren gelernt, Deutsch zu sprechen. Aus welchem Grund haben Sie «Vielleicht Esther» auf Deutsch verfasst und nicht in Ihrer Muttersprache?

Ich habe viele verschiedene Antworten darauf. Erstens lebe ich in Berlin und ich rede den ganzen Tag Deutsch. Teilweise denke ich in Deutsch. Ich wollte meinen Freunden meine Geschichten erzählen, das ist ein Grund. Viele der Freunde kommen aus verschiedenen Ländern, aber sie sprechen alle Deutsch. Ferner ist man, wenn man eine sowjetisch-jüdische Familiengeschichte aufschreibt, schnell auf eine Rolle festgelegt, wenn man in Russisch schreibt. Auf den Siegeskurs der Russen ebenso wie auf die jüdische Opferrolle. In dem Moment, in dem ich die Geschichten in Deutsch geschrieben habe, habe ich mich von all dem freigesprochen. Für viele Menschen passt nicht zusammen, dass jemand, der diese Geschichten erzählt, auf Deutsch schreibt – und daher denken viele, ich hätte mir alles nur ausgedacht. Es spielte für mich aber auch eine Rolle, dass ich als Kind schon im Chor Bach gesungen habe. Für mich war Deutschland nicht nur Krieg. Es war auch das Land der Märchen, der Prinzen, ein Land der Sehnsüchte.

Katja Petrowskaja Ein überwältigendes Debüt

In ihrem ersten Buch «Vielleicht Esther» begibt sich die 1970 in Kiew geborene Katja Petrowskaja auf die Suche nach all den verschwundenen Menschen und Namen aus ihrem Stammbaum und rekonstruiert so die Geschichte ihrer Familie. Eine der Geschichten aus dem Buch wurde im Jahr 2013 mit dem Ingeborg-Bachmann-Preis ausgezeichnet. Nun erhält Petrowskaja an der Frankfurter Buchmesse auch den Aspekte-Literaturpreis. Er wird in diesem Jahr zum 36. Mal vergeben und ist mit 10 000 Euro dotiert. Er gilt als die bedeutendste Auszeichnung für deutschsprachige Erstlingswerke. Ein Auszug aus der Begründung der Jury: «Mit «Vielleicht Esther» ist Katja Petrowskaja ein überwältigendes Debüt gelungen. Es reisst den osteuropäischen Himmel auf und zeigt den

deutschen Lesern eine Welt, von der so noch nicht erzählt worden ist. Und das wohl Erstaunlichste daran: Katja Petrowskaja schrieb «Vielleicht Esther» in Deutsch, in einem russischen, einem jiddischen, einem ukrainischen Deutsch, in einem leichten und hellen, einem melancholischen und traurigen Deutsch, das einem vertraut und fremd zugleich erscheint. Der Weg zu diesem Buch mag lang, ereignisreich und mitunter sehr beschwerlich gewesen sein, mit Katja Petrowskaja aber ist die deutsche Literatur um eine wichtige Stimme reicher geworden.» Die Autorin lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern in Berlin. VW Die Preisverleihung findet statt am Donnerstag, 9. Oktober, 17.30 Uhr, im Rahmen der Frankfurter Buchmesse auf dem Blauen Sofa am ZDF-Stand.



Katja Petrowskaja ist selbst überrascht vom Erfolg ihres Debüts «Vielleicht Esther», das mehrfach ausgezeichnet wurde.

In meinem Text ist viel von diesen Sehnsüchten vorhanden.

Ist die Familiengeschichte für Sie nun mit dem Buch abgeschlossen?

Mein Buch ist mehr als eine Familiengeschichte. Es geht vielmehr um die Frage nach einer Haltung in

«Mein Buch ist mehr als eine Familiengeschichte, es geht vielmehr um die Frage nach einer Haltung in der Welt.»

der Welt. Um die Gewalt der Worte. Es ging mir daher konkret auch nie wirklich um die einzelnen Familienmitglieder. Ich habe auch schon gesagt: Meine Familie interessiert mich nicht. Das ist vielleicht übertrieben – aber es geht um mehr in den Geschichten. Wenn man diese Recherche macht, dann hat man das Recht, darüber zu reden. Was das wirkliche Thema dabei ist, das ist eine andere Sache.

Ihre Eltern leben in Kiew – wie erleben Sie von Berlin aus, was in Ihrer Heimat gerade passiert?

Es ist eine absolute Katastrophe. Es ist für mich nicht zu fassen, was dort los ist, das eine solche russische Intervention stattfindet, oder kriminelle Separatisten unterstützt wurden. Der Missbrauch von Worten wiederholt sich ähnlich wie zur Zeit des Nationalsozialismus. Es findet eine unglaubliche Propaganda statt: Es wird für Frieden Krieg geführt, man spricht von Schutz für Menschen, die keinen Schutz gebraucht haben. Ein Propa-

Frankfurter Buchmesse Politisch Flagge zeigen

Die diesjährige Frankfurter Buchmesse findet von heute Mittwoch bis Sonntag, 12. Oktober, statt. Gastland ist Finnland. Anlässlich der weltweit grössten internationalen Messe für Bücher und Inhalte kommen Autoren und Verleger, Kreative und Medienvertreter, Buchhändler und Bibliothekare, Leser und Kulturliebhaber aus der ganzen Welt nach Frankfurt a. M. Rund 7100 Aussteller aus über 100 Ländern präsentieren ihre Leseware, 200 weniger als noch im Vorjahr. Dieser Rückgang spiegelt die Konsolidierung auf dem Buchmarkt wieder, so eine Sprecherin der Messe. Durch Aufkäufe habe sich die Zahl der Verlage und Druckereien verringert, was letztlich auch die Messe zu spüren bekomme. Dennoch: An den 3700 Veranstaltungen wird auch in diesem Jahr mit rund 275 000 Besuchern gerechnet. Insgesamt werden mehr nationale und internationale Autoren als in den Jahren zuvor erwartet, die sich vermehrt auch politischen Inhalten – so auch dem Konflikt in der Ukraine – zuwenden, was für Messedirektor Juergen Boos der Beweis dafür ist, dass die junge Autorengeneration «politisch Flagge zeigt und grenzübergreifend denkt». Heute Mittwoch wird der israelische Pavillon in Anwesenheit des Autors Chaim Noll eröffnet. Unter anderem werden an der Messe neben Katja Petrowskaja auch Autoren wie Arnon Grünberg, Olga Grjasnowa, Thomas Meyer oder Oliver Polak erwartet. Zudem wird ein Gespräch mit dem Preisträger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2014, Jaron Lanier, stattfinden (vgl. S. 9). VW www.buchmesse.de

gandamittel ist auch, dass nun von ansteigendem Antisemitismus in der Ukraine gesprochen wird – soweit ich das beurteilen kann, stimmt dies nicht. Das ist absoluter Blödsinn.

Haben Sie persönlich das Gefühl, etwas bewirken zu können?

Nein, man steht in gewisser Weise machtlos vor der Situation und kann als Einzelperson gar nichts tun. Ich fühle mich auch wirklich überfordert, weil ich nun durch den plötzlichen Erfolg meines Buches und aufgrund meiner Herkunft so im Mittelpunkt stehe. Ich werde zu Talkshows eingeladen, soll Stellung beziehen – und habe oft selbst keine Sprache für die aktuellen Ereignisse in der Ukraine –, meine Rhetorik ist am Ende, aber man muss für die Menschen dort unbedingt weiter versuchen zu reden. ●

Katja Petrowskaja: *Vielleicht Esther*. Suhrkamp Verlag, Berlin 2014.

SPIEGEL ONLINE

11. März 2014, 09:56 Uhr

Familiengeschichte "Vielleicht Esther"

Nächster Halt Holocaust

Von Sebastian Hammelehle

Von der Berliner Gegenwart zu den Schrecken des 20. Jahrhunderts: In "Vielleicht Esther" erzählt Katja Petrowskaja von einer Recherche in der eigenen Familiengeschichte - und schafft ein großartig erzähltes Panorama des 20. Jahrhunderts.

Mit "Vielleicht Esther" schafft Katja Petrowskaja ein Kunstwerk, wie man es in der deutschsprachigen Literatur selten findet: Eine Familiengeschichte, die weder von den literarischen Konventionen erdrückt wird, noch von der historischen Last des erzählten Stoffes. "Vielleicht Esther" beginnt in der Gegenwart, in der die Ich-Erzählerin Katja Petrowskaja sich von Berlin aus Richtung Warschau aufmacht, die Lebens- und Sterbensumstände ihrer Vorfahren zu ergründen. Dementsprechend wird sie auch von der Vergangenheit erzählen, bis hin zum Jahr 1864, als ein Zeitungsartikel von einem Ahnen Petrowskajas berichtet: einem gewissen Simon Geller. Der hatte in Wien eine Schule für taubstumme Kinder gegründet.

Wohl fast immer ist die Geschichte der eigenen Familie nicht mehr als eine Anhäufung derartiger loser Papiere, von vereinzelt Erinnerungen, kaum verknüpften Namen von Orten und Personen. Katja Petrowskaja nähert sich in ihrem autobiografischen Roman diesem Konvolut, indem sie die Stränge räumlich und zeitlich verbindet - um sie dann zu verweben in einer freischwebend angelegten Geschichte, deren Erzählerin sich eine leise Heiterkeit auch dann bewahrt, wenn die Situation von bedrückendem Ernst ist. Reisend, recherchierend und erinnernd sucht sie die für ihre Familiengeschichte entscheidenden historischen Schauplätze auf - die Schlucht Babi Jar bei Kiew, das Konzentrationslager Mauthausen - und macht sich dabei nonchalant zur Protagonistin.

Sie, Jahrgang 1970 und damals die Jüngste ihrer Familie, war in Kiew aufgewachsen, in einer Wohnung, in der neben ihrer Eltern und Geschwistern auch die beiden Großmütter wohnten. "Sie hatten nicht mehr alle Tassen im Schrank" schreibt Petrowskaja - und meint damit die Traumatisierung, die beide Frauen erlitten hatten während der deutschen Besatzung Kiews im Zweiten Weltkrieg, als es für sie ums Überleben ging. Sie waren Jüdinnen.

"Obdachloses Moll"

Ein erstes Mal erlebt Petrowskaja, in deren Familie die Konfession während der Sowjetzeit keine Rolle gespielt hatte, wie sich ihre Großmutter Rosa auf jüdische Traditionen besinnt, als sie von ihrer ersten Auslandsreise als 18-Jährige aus Warschau eher zufällig eine Schallplatte mit "Jüdischen Liedern aus Osteuropa" mitbringt: "Meine Großmutter, die niemals ein Wort auf Jiddisch gesagt hatte, begann auf einmal übermütige Lieder in einem obdachlosen Moll zu singen", es öffnete sich "das versiegelte Fenster ihrer frühen Kindheit" und Petrowskaja verstand, dass ihre "Babuschka aus einem Warschau kommt, das es nicht mehr gibt."

Dieses Warschau wird der Ausgangspunkt ihrer eigenen Recherche: "Ich hatte gedacht, man braucht nur von diesen paar Menschen zu erzählen, die zufälligerweise meine Verwandten waren, und schon hat man das ganze zwanzigste Jahrhundert in der Tasche."

Es ist ein Jahrhundert des Massenmords, der Deportationen und Kriege, in dem nationale Grenzen und Zuschreibungen von Volkszugehörigkeit über Leben und Tod entschieden - doch zu den wunderbaren Effekten von "Vielleicht Esther" gehört, dass Katja Petrowskaja derartige Setzungen fast spielend überwindet. Längst lebt sie in Berlin, spricht und schreibt deutsch, im Text verknüpft sie leichthändig Schauplätze in Polen, der Ukraine, Russland, Österreich und Deutschland und öffnet so einen grenzüberschreitenden, einen europäischen Raum.

Nominiert für den Preis der Leipziger Buchmesse, findet "Vielleicht Esther" unter den vier weiteren Kandidaten für diese Auszeichnung sein Gegenstück in Per Leos "Flut und Boden": Auch dessen Autor, geboren 1972 und damit fast gleicher Jahrgang wie Petrowskaja, erzählt in einem Meta-

Familienroman von der Generation seiner Großeltern - doch steht bei ihm im Mittelpunkt ein SS-Mann. Und während Leos Erzählung trotz aller Souveränität des Autors der titelgebenden norddeutschen Scholle auch ästhetisch verhaftet bleibt, bringt Petrowskaja ihre Geschichte zum Schweben.

Grauvoller Kulminationspunkt, aber auch künstlerischer Gipfel des Buchs ist das titelgebende Kapitel "Vielleicht Esther": Die an einer einzigen Zeugenaussage aufgehängte, freie Erzählung vom Schicksal von Katja Petrowskajas Urgroßmutter. Zu gebrechlich für die Flucht vor der heranrückenden Wehrmacht, bleibt sie im September 1941 in ihrer Wohnung in Kiew zurück. Dann werden die Juden der Stadt aufgefordert, sich bei Babi Jar einzufinden. Hier töten die Deutschen innerhalb von zwei Tagen mehr als 33.000 Menschen.

In diesen letzten Kapiteln ihres Buchs gelingt Petrowskaja, was nur wenigen Erzählern gelingt: ein kluges, ein warmherziges Buch über die Verbrechen des 20. Jahrhunderts.

Zuletzt auf SPIEGEL ONLINE rezensiert: Sasa Stanisics "Vor dem Fest", Emmanuel Carrères "Alles ist wahr", Uwe Kolbe "Die Lüge", Navid Kermanis "Große Liebe", Anna Katharina Fröhlichs "Der schöne Gast", Jonathan Lethems "Der Garten der Dissidenten", Per Leos "Flut und Boden", Gerhard Henschels "Bildungsroman", Emmanuèle Bernheims "Alles ist gutgegangen", Martin Mosebachs "Das Blutbuchenfest", Roberto Savianos "Zero Zero Zero", Ryad Assani-Razakis "Iman", Horst Bredekamps "Der schwimmende Souverän", Alexander Schimmelbuschs "Die Murnau Identität", Don Winslows "Vergeltung", Zadie Smiths "London NW" und Haruki Murakamis "Die Pilgerjahre des farblosen Herrn Tazaki" in Per Leos "Flut und Boden":

URL:

<http://www.spiegel.de/kultur/literatur/katja-petrowskaja-vielleicht-esther-a-957065.html>

Mehr auf SPIEGEL ONLINE:

Ostdeutsche Provinz: Null Kneipen, aber Sterni mit Schnittchen (06.03.2014)

<http://www.spiegel.de/kultur/literatur/sasa-stanisic-vor-dem-fest-a-955575.html>

Bestseller "Alles ist wahr": Erst der Tsunami und dann (04.03.2014)

<http://www.spiegel.de/kultur/literatur/emmanuel-carreres-tsunamibericht-alles-ist-wahr-a-953042.html>

Stasi-Drama "Die Lüge": Genährt am Busen der DDR (03.03.2014)

<http://www.spiegel.de/kultur/literatur/uwe-kolbe-die-luege-ueber-stasi-und-ddr-a-955578.html>

Teenagerliebe in den Achtzigern: Die heiligen Narren der Schulhöfe (28.02.2014)

<http://www.spiegel.de/kultur/literatur/navid-kermanis-grosse-liebe-a-953029.html>

Schwelgerisches Liebesdrama: Hochseilakt mit Schnösel (27.02.2014)

<http://www.spiegel.de/kultur/literatur/anna-katharina-froehlich-der-schoene-gast-a-955469.html>

Jonathan Lethem und die US-Gegenkultur: Links und egomanisch (26.02.2014)

<http://www.spiegel.de/kultur/literatur/jonathan-lethems-roman-der-garten-der-dissidenten-a-955585.html>

Familiengeschichte eines SS-Manns: Der nationalsozialistische Butterkuchen (20.02.2014)

<http://www.spiegel.de/kultur/literatur/per-leos-familiengeschichte-flut-und-boden-a-954101.html>

Schwule Selbsterfahrung: Manchmal kann es nicht heiß genug sein (19.02.2014)

<http://www.spiegel.de/kultur/literatur/fabian-hischmann-am-ende-schmeissen-wir-mit-gold-a-954149.html>

Studium in den Achtzigern: Auf herrlich trostlose Weise den Frauen nachjagen (13.02.2014)

<http://www.spiegel.de/kultur/literatur/gerhard-henschels-bildungsroman-a-952984.html>

Sterbehilfe: Ein letztes Mal Avocado mit Pampelmuse (12.02.2014)

<http://www.spiegel.de/kultur/literatur/sterbehilfe-emmanuele-bernheims-alles-ist-gut-gegangen-a-951851.html>

Preis der Buchmesse: Ein Altmeister, drei Debütanten (06.02.2014)

<http://www.spiegel.de/kultur/literatur/die-nominierungen-fuer-den-preis-der-leipziger-buchmesse-2014-a-951860.html>

Martin Mosebachs "Blutbuchenfest": Die Sauerei der Reichen (05.02.2014)

<http://www.spiegel.de/kultur/literatur/martin-mosebach-das-blutbuchenfest-a-950974.html>

Augsburger
Allgemeine

8.3.2014

Das Kaddisch einer Nachfahrin

Das weltliche Kaddisch ist ein literarisches Genre, das aus der Schoah geboren wurde. Gläubige Juden beten es vornehmlich während des Trauerjahres für das Seelenheil ihrer verstorbenen Angehörigen. Die 1970 in Kiew geborene Katja Petrowskaja legt jetzt mit Geschichten aus 200 Jahren ihrer Familie unter dem Titel „Vielleicht Esther“ ein solches weltliches Andenken vor, das der Versuchung widersteht, die Geschichte der Judenverfolgung in Polen und Russland, durch die Nazis und die Stalinisten wie ein Panorama zu entfalten. Sie widersteht auch einem sehr verständlichen Drang zur Anklage. Für sie ist der Krieg mit allen Exzessen ein Teil der gemeinsamen Geschichte unserer Völker, „unsere Antike“, wie sie schreibt.

Die Hauptpersonen ihrer etwa 70 Geschichten sind ihre Vorfahren, auf deren Spuren sie durch halb Europa gefahren ist. Es gab einen Beruf, der die Generationen wie ein roter Faden verband: Viele aus der Familie waren Lehrer und unterrichteten Taubstumme. Alle – bis auf einen, dessen Schicksal auch auf besondere Weise in das furchtbare 20. Jahrhundert passt –, alle waren Juden. Die Titelgeschichte „Vielleicht Esther“, für die Petrowskaja im vergangenen Jahr in Klagenfurt den Ingeborg-Bachmann-Preis gewonnen hat, ist die ihrer Urgroßmutter, die altersschwach der Aufforderung der Deutschen 1941 nachkam, sich wie alle Juden für einen längeren Marsch an einem bestimmten Platz einzufinden. Sie wandte sich an einen deutschen Soldaten, sprach ihn auf Jiddisch an und wurde erschossen. Der lange Marsch, zu dem sich Esther einfinden sollte, war der nach Babin Jar, zu einer Schlucht bei Kiew, wo innerhalb von zwei Tagen etwa dreißigtausend Juden erschossen wurden. Das jahrzehntelange Verschweigen dieser Mordtaten durch die stalinistische Sowjetunion, das erst durch ein Gedicht von Jewgenij Jewtuschenko gebrochen wurde, hat ein früheres Gedenken, ein „rechtzeitiges“ Kaddisch verhindert. Von vielen ihrer Vorfahren und entfernteren Verwandten hat die Autorin über das Internet erfahren. Die Ermittlung der Lebens- und Leidensdaten erhebt keinen Anspruch auf biografische Richtigkeit. Was der Autorin gelungen ist, kann man „literarische Richtigkeit“ nennen, eine sich an den fragmentarisch bekannten Fakten orientierende, voller Fantasie und voller meist trauriger, zuweilen auch humorvoller Poesie geschriebene Erzählung von dem Unbegreiflichen. Sie mischt schelmenhafte Anekdoten mit Passagen tiefer Nachdenklichkeit, Traumbilder mit Fotos aus dem Familienalbum. Sie erzählt von einem Bolschewiken der ersten Stunde, der sich den Tarnnamen „Petrowski“ gab, sodass sie selbst als Tochter eines Petrowski jetzt Petrowskaja heißt.

Das einzige jiddische Wort, das sie kennt, ist „meschugge“, so viel wie „verrückt“. Man sagt bei ihr zu Hause, in jeder Familie gebe es einen „Meschuggenen“. Petrowskaja will nicht ausschließen, dass sie es ist. Und so verrückt muss man vielleicht sein, um diese Geschichten in solch überragender Form zu gießen. *Harald Loch*



**Katja
Petrowskaja:
Vielleicht
Esther.**
Suhrkamp,
285 Seiten,
19,95 Euro

Arztbesuch nicht nötig

Ranking Und wieder sind fünf Romane für den Preis der Leipziger Buchmesse nominiert. Unser Autor hat sie gelesen. Seine Favoriten: Katja Petrowskaja und Saša Stanišić

■ Jan Drees

Wie eingezwängt zwischen aktuelle Debatten kommen diese Romane vor. Man kann sie nicht lesen, ohne an Maxim Biller zu denken, der die Gegenwartsliteratur soeben in der *Zeit* einen todkranken Patienten nannte, der „aufgehört hat, zum Arzt zu gehen, aber allen erzählt, dass es ihm gut geht“.

Nach Differentialanalyse der fünf Shortlist-Bücher für den Preis der Leipziger Buchmesse drängt sich der Verdacht auf, Biller habe Phantomschmerzen diagnostiziert. Bereits Fabian Hischmanns agiles Debüt *Am Ende schmeißen wir mit Gold* schickt seinen Protagonisten Max Flieger, Ende Zwanzig und gelangweilt vom Lehrerberuf nach Süddeutschland, Kreta und New York, auf einer sich immer mehr beschleunigenden Reise, weg von der Jugend in eine ungewisse Zukunft. Hier kränkelt nichts. Es ist eine Suche nach jenen bereits 1984 beschriebenen *Bright Lights, Big City* Jay McInerneys, die seinen Sound vorgeben.

Dennoch nörgelt die Kritik, der Roman sei Tierfilm-literatur oder Mittelstufenlektüre eines gelangweilten Creative-Writing-Absolventen. Fabian Hischmanns Buch wird bereits vor Finalbeginn disqualifiziert. Aus dem Umfeld des Autors hört man, ihn schmerzten die unerwarteten Frontalangriffe. Das müssen sie nicht. Auch Christian Krachts *Faserland* wurde ehemals in jener *FAZ* verrissen, die sich Jahre zuvor über „Idyllen in der Wüste und das Versagen vor der Metropole“ beklagte. Doch als ein Held im ICE nach Zürich fuhr, bekam keiner den Paradigmenwechsel mit.

Ähnliches gilt für Hischmanns Debüt, das auf lässige Weise Diskurspogo tanzt und sogar die ihm vorgeworfene „Erfahrungsarmut“ literarisch diskutiert, wenn Max Flieger allein auf dem Hochstand im Wald sitzt und denkt: „Schwer zu sagen, was ich tun würde, hätte ich ein Gewehr“, als trauere er Rolf Dieter Brinkmanns Furor hinterher: „Wenn dieses Buch ein Maschinengewehr wäre, würde ich Sie jetzt über den Haufen schießen!“ Muss Max, den feuilletonistischen Erwartungen entsprechend, Amok laufen, um jedem Verdacht zu entfliehen, er sei nur ein verweichlichtes Bürgerkind? Ist sein Thema und damit der ganze Roman zu klein?

Mosebachs Schwächen

Dass ein großer Stoff nicht automatisch gute Literatur macht, beweist hingegen der Büchner-Preisträger Martin Mosebach mit seinem 448-Seiter *Das Blutbuchenfest*. Ein eindrucksvolles Buch. Darin porträtiert ein Kunsthistoriker „mit allerdings immerhin ‚Cum laude‘-Promotion“ die High Society Frankfurts Anfang der Neunziger, während der Balkan in den Krieg taumelt.

Figuren tauchen bei Mosebach als Typen oder Prinzipien, nie als Menschen auf. Das gilt für den großmäuligen Russen Warechnikow, die bosnische Putzfrau Ivana und den Mad Man Rotzloff, der sich für kein Klischee zu schade ist: „Werbeleute pflegten in Frankfurt damals einen ostentativ luxuriösen Konsum-Stil: Champagner- und alte-Bordeaux-Saufen, dicke Zigarren, teure alte Sportwagen, das gehörte ganz einfach zum Erkennungszeichen.“

Wo Hischmann über die Hip-Hop-Gruppe Massive Töne und Langneses Mini Milk schreibt, setzt Mosebach mit abgespreiztem kleinen Finger Tintoretto oder Ariadne ein und verrenkt sich mit Sätzen der Art: „Das kleine Telefon steckte ihr im Hosengürtel. Ein Knopfdruck, und das Übermutsdudeln verstummte. Statt dessen in raumloser Ferne, aus echolosem, fensterlosem Irgendwo die schlechtgelaunte Stimme ihres Mannes.“

Die Rechercheschwächen des Romans wurden längst erkannt und wer ein Han-

dytelefonat „mit ph“ ins „echolose Irgendwo“ verlegt, der war noch nie Kunde deutscher Netzanbieter und wird sich zur Strafe von der Schriftstellerkollegin Katja Petrowskaja an die Wand spielen lassen müssen. Die letztjährige Ingeborg-Bachmann-Preisträgerin bewegt sich in ähnlich ambitioniertem Raum wie Mosebach. Sogar Ariadne kommt bei ihr motivisch eingebetet vor. Doch ihr Roman *Vielleicht Esther* ist ein bildungssattes, sprachartistisches Gegenstück.

„Ich hatte gedacht, man braucht nur von diesen paar Menschen zu erzählen, die zufälligerweise meine Verwandten waren, und schon hat man das ganze zwanzigste Jahrhundert in der Tasche“, schreibt die Erzählerin, die wie Katja Petrowskaja in Kiew aufgewachsen ist, auch ebenso heißt und sich recherchierend durch den „Baumüll der Geschichte“ bewegt, ihrer jüdischen Identität nachspürend – um sie zu sortieren.

Die Autorin Katja Petrowskaja hat einen grandios verdichteten Roman geschrieben

Selbst im Berliner Frieden des 21. Jahrhunderts bleiben die „wars“, die Kriege im Wort WARszawa-Express, archiviert. „Wir sind mit 20 Millionen Kriegstoten aufgewachsen, dann stellte sich heraus, es waren viel mehr. Durch Zahlen sind wir verwöhnt und verdorben, von der Vorstellung der Gewalt vergewaltigt, wenn man diese Zahlen versteht, akzeptiert man auch die Gewalt.“

Dieser grandios verdichtete Roman kämpft gegen dieses Zahlen-Verstehen und Akzeptieren an. Er beweist, dass sich Erinnerungen an das Kinderspiel „Die Unsrigen gegen Faschisten“, die nationalsozialistischen Massaker von Babij Jar (auf deutsch: Babi Jar) und Großmutterns süße Rosinenwürste nicht in einer Sprache erzählen lassen, dass Katja Petrowskaja die Ergebnisse ihrer tatsächlich stattgefundenen Familienrecherchen nicht wie einen Abzählreim nach-er-zählen kann: „Ich begab mich ins Deutsche, als würde der Kampf gegen die Stummheit weitergehen, denn Deutsch, nemeckij, ist im Russischen die Sprache der Stummen, die Deutschen sind für uns die Stummen, nemoj nemeck, der Deutsche kann doch gar nicht sprechen.“

Wie läppisch klingt dem entgegengesetzt „The Making of a Nazienkel“, wie eines von 13 Kapiteln des anämischen Debüts *Flut und Boden* heißt. 1972 ist der Autor Per Leo geboren. Geschichte, Philosophie und Russische Philologie hat er studiert. 2009 wurde er promoviert mit einer Arbeit über Ludwig Klages und die Tradition des charakterologischen Den-



Wiederlegt die Mär vom langweiligen Gegenwartsroman: Katja Petrowskaja

kens. Leo hat sich Zeit gelassen für seine Familiengeschichte über den Nazigroßvater Friedrich, Werder Bremen und Goethes Farbenlehre, während Katja Petrowskaja nach dem Bachmannpreis eiligst ihr Buch beendete, noch im Januar daran schrieb.

Souverän, durchaus

Ihr *Vielleicht Esther* zeigt, wie jemand haltlos hastet, nach Worten sucht, um seine Sprache ringt, Leos *Flut und Boden* sitzt derweil im Sessel und erzählt mit ironischer Distanz von Täterschaft. Hier steht die Narration parat. Noch die schlimmsten Erlebnisse lassen sich gemächlich in den Fluss persönlicher Ich-Findung integrieren. Bei der Suche nach Vergangenem erfährt ein junger Historiker, warum der rassenantische Opa Butterkuchen ausgelobt hat für jeden Enkel, der über 1,80 Meter wächst. Und „wenn sie gegessen haben, setzt sich der Vater an den Schreibtisch, raucht einen Zigarillo und erledigt die Post, wodurch eine behagliche Stimmung entsteht“. Irgendwann endet Motörheads Songtext zu

Killed by Death mit dem flotten Kommentar: „R.I.P. Schutzstaffel boy.“ Es soll eine weitere „Familiengeschichte von elementarer Kraft, die die Verheerungen und Brüche des 20. Jahrhunderts spiegelt“ (Klappentext) sein. Ja, souverän, durchaus. Aber das sind heute doch nahezu alle Debütanten irgendwie.

Weshalb neben Katja Petrowskaja nur Saša Stanišić ernsthaft im Rennen für den Leipziger Preis bleibt. *Vor dem Fest* auszuzeichnen wäre ein schöner Twist, nachdem Biller gleichzeitig Stanišić' Debüt *Wie der Soldat das Grammophon repariert* gefeiert, und den neuen Roman der Mutlosigkeit bezichtigt hat: Weil er in der Uckermark spielt. Uckermark ist Merkelland und Botho-Strauß-Enklave. Aber es ist keinesfalls der Ort, an dem sich, so Biller, ein Weltstar wie Saša Stanišić um den Speichelleckerpreis für besonders gelungene Integration bewerben sollte.

Vor dem Fest kartografiert ein Dorf, in dem es einen Glöckner gibt, den „Genossen Oberstleutnant“, und eine alte Frau mit ihrer Staffelei, die nachts am aquarellierten Kunsthandwerk sitzt und Fencheltee mit Rum trinkt: „Der Neonazi schläft, so heißt das Bild. Die Fürstenfelder würden ohnehin wissen, dass da ein Neonazi schläft, weil das ist der Rico. Wir haben 1 1/2 Nazis: den Rico eben und seine Freundin Luise. Luise ist ein Halbnaazi, weil sie den ganzen Scheiß nur Rico zuliebe macht.“

In Fürstenberg, Fürstenfelde, Fürstenwalde, Fürstenwerder und Prenzlau hat Stanišić für dieses unfassbar komische Buch recherchiert, in „Heimatmuseen, Heimatstuben und Heimatvereinen“. Passagen in schönstem Goethedeutsch und Fabeln von der Fähe, die den nächsten Eierklay im Hühnerstall plant, wechseln mit schnoddrigen Allerweltsdialogen und perfekt imitiertem Barock: „Im Jahr 1589, zu Annenfeste, hat sichs zugetragen, daß dem

So lässig wie Saša Stanišić schreibt nur, wer sich seiner Könnerschaft sicher ist

hiesigen Krüger, Ulrich Ramelow, die Frau abhanden gekommen, und er an ihrer statt eine andere bekommen, die er gleichwol nicht wolte behalten.“

Vor dem Fest ist ein grandioses Buch, das changiert zwischen Heinrich Wittenwilers Bauernschwank *Der Ring*, Grimmeischausens *Simplicissimus Teutsch*, den Lyrics von „The Streets“ und Moritz von Uslars rüdem *Deutschboden*. So lässig schreibt nur, wer um seine Könnerschaft weiß und nichts auf Maxim Billers Regelpoetik gibt. Diese Literatur lebt. Zum Arzt geht heuer nur, wer der German Angst verfallen ist.

Am Ende schmeißen wir mit Gold Fabian Hischmann Berlin Verlag 2014, 256 S., 18,99 €

Flut und Boden Per Leo Klett-Cotta 2014, 348 S., 21,95 €

Das Blutbuchenfest Martin Mosebach Hanser 2014, 448 S., 24,90 €

Vielleicht Esther Katja Petrowskaja Suhrkamp 2014, 286 S., 19,95 €

Vor dem Fest Saša Stanišić Luchterhand 2014, 320 S., 19,99 €

Jan Drees, geb 1979, ist Rezensent und schreibt den Blog *LesenMitLinks.de*. Er arbeitet an einer Dissertation über „Systeme als Strukturmerkmal im Prosawerk von Hartmut Lange“

Preis der Leipziger Buchmesse

Anerkennung Der renommierte Preis der Leipziger Buchmesse steht mit Beginn eben dieser Messe wieder an. Dabei handelt es sich eigentlich um drei Preise. Ausgezeichnet wird seit 2005 ein Literatur-Triptychon aus den Lagern „Belletristik“, „Sachbuch und Essayistik“ und „Übersetzung“ – dotiert sind die Kategorien mit jeweils 15.000 €. Am ersten Messtags gibt die Jury – eine

siebenköpfige Brigade aus Kritikern und Fachleuten – ihre Entscheidungen bekannt. Der Preis zielt nicht auf bereits erfolgreiche Bücher, sondern auf Neuerscheinungen ab.

Zu den Preisträgern gehören Terézia Mora (2005 für *Alle Tage*), Ilija Trojanow (2006 für *Der Weltensammler*), Clemens Meyer (2008 für *Die Nacht, die Lichter*), Sibylle

Lewitscharoff (2009 für *Apostoloff*), Ulrich Blumenbach (2010 für die Übersetzung von *Unendlicher Spaß*), Wolfgang Herrndorf (2012 für *Sand*). Letztes Jahr bekamen einen Preis: Helmut Böttiger mit seinem Sachbuch *Die Gruppe 47. Als die deutsche Literatur Geschichte schrieb*, David Wagner für sein Buch *Leben* und Eva Hesse für ihre Ezra-Pound-Übersetzung. **TOT**

ALLGEMEINE PRESSESTIMMEN

Die aufflatternde Dankbarkeit der Wörter

Wie ich, gemeinsam mit zahlreichen Übersetzern aus aller Welt, versuchte, das fremde Deutsch meines Romans „Vielleicht Esther“ in alle anderen Sprachen zu verwandeln

Von Katja Petrowskaja



„In Wahrheit nämlich ist schon der deutsche Text meines Buchs eine Übersetzung“, sagt Katja Petrowskaja.

Foto Sasha Andrusyk

Bomben sind überall Bomben, nicht nur im Deutschen, Französischen, Englischen, sondern auch im Ungarischen und Finnischen – das einzige Wort, das uns eint und daher problemlos zu übersetzen, das war die erste Überraschung der Übersetzerwerkstatt in Straelen, fast an der holländischen Grenze.

„Das Schwierigste bei diesem Text ist die Intonation“, meinte Wil aus Holland, ja genau, „il respiro del libro“, sagte Ada aus Italien. Dreizehn Übersetzer waren nach Straelen gereist, diesem Mekka für Übersetzer, um sich mit meinem Buch „Vielleicht Esther“ zu beschäftigen.

Bisher haben sie Franz Kafka und Thomas Mann, Arthur Schopenhauer und Robert Walser, Judith Schalansky und Uwe Tellkamp übersetzt, und nun war ich an der Reihe. Ich fühlte mich geehrt und war eingeschüchert, doch insgeheim (war es Anmaßung oder Täuschung?) dachte ich, dass mein lei-

zert im Stimmensaal. Die Reise im Buch ist also eine Stimmprobe, es geht um die Suche nach einem Resonanzraum, eine Suche nicht nur nach sich selbst, sondern nach den und dem Anderen, nach einer anderen Rolle und einem anderen Schicksal, obwohl ich in diesem Prolog nur von Berlin nach Polen fahre, auf der Suche nach meiner eigenen Familie.

Auch das russische „strelka“, Pfeil, verbindet eine ganze Kette von deutschen Wörtern: Der Zeiger eines Geräts, der Weichensteller am Bahnhof, der Pfeil, der Achilles trifft, ja selbst das Wort „schießen“, das in meinem Buch viel zu oft vorkommt, sie alle gehen im Russischen auf dieselbe Wurzel zurück: strelka, strelchnik, strela, strelat. Sie erschaffen ein Motiv der Bewegung, ein Umschalten, einen Seitenwechsel, Maß und Schuld, und sie umklammern den Text auf der morphologischen Ebene – aber nur auf Russisch, in

das deutsche Wort beizubehalten, wie auch in jenen Fällen, die wie Wortspele aussehen, aber keine sind, zum Beispiel gerettet und Gerät. Mit dem Kopiergerät wird ein unbewusster, aber leidenschaftlicher und zugleich lächerlicher Versuch unternommen, Menschen zu retten – eine Haltung, ein Ansinnen, das sich allein aus den Klängen ergibt, ein im Buch entstehender Glaube, dass Klänge retten können. Aus dem Fikus wächst die Fiktion, das Einzige, das manchmal Leben stiftet, das Einzige, das das Leben erklären kann. Was ist in solchen Fällen wichtiger, fragten die Übersetzer: der Klang oder der Sinn?

Wie findet man Analogien für Gedenksformeln oder ideologische Sprüche, für Losungen wie „niemand ist vergessen“, die auf Deutsch schon schräg klingen? Erst will ich alles erklären: dass die Ödnis um den Berliner Hauptbahnhof aus der Leere um den Potsda-

me Doktorarbeit über die Ethik in „Der Mann ohne Eigenschaften“ geschrieben hat. „Fortuna oder felicità?“ Und ich war so froh gewesen, dass man auf Deutsch damit spielen kann, weil man es nicht unterscheiden muss. „Arnold im Hemd“ heißt ein Kapitel, wie „Hans im Glück“, denn auf Russisch sagt man von einem Glückspilz, er sei „im Hemd geboren“. In Bulgarien und in der Slowakei jedoch, so erfahre ich nun, wird er mit der Mütze geboren.

Einige Worte ergeben mehr Sinn, als man von ihnen erwartet, andere üben Gewalt aus, weit und breit, wie Bombardier am Berliner Hauptbahnhof. In Deutschland nimmt man die schrecklichsten Wörter so selbstverständlich in den Mund, als wäre es ein Stück Pizza. Im Kapitel „Das Tor“ fahre ich 1989 aus der Sowjetunion mit einer Touristen-Gruppe im Bus nach Polen und auch nach Oświęcim. Ich habe bewusst den polnischen und

nicht den deutschen Namen des Ortes hingeschrieben, nicht nur, weil ich damals die deutsche Bezeichnung gar nicht kannte, sondern weil es für uns ein anderer Ort ist und auch weil man das deutsche Wort zu oft benutzt und ohne Scheu. Die deutschen Leser werden die Passage verstehen, aber die argentinischen? „Sie sollen mir doch erlauben, dass ich hier Auschwitz schreibe!“, sagt Alessandro aus Rumänien. „Nein, das kann ich nicht zulassen! Dass wir es nicht nennen, ist das Wichtigste überhaupt, denn wer es nennt, macht mit!“ Auch der Spruch, der über dem Tor steht, wird im Text aufgerufen, aber nicht genannt, die Wörter „frei“ und „Arbeit“ kommen vor, doch in anderem Zusammenhang. „Okay“, sagt Alessandro, „Auschwitz werde ich nicht nennen, aber ‚Arbeit macht frei‘ muss sein, denn wenn ich Ihnen etwas Unangenehmes über die Rumänen sagen darf: Arbeit spielt bei uns kei-

ne große Rolle, wir verbinden nicht viel mit diesem Wort.“ Aber mir ist es wichtig, die Sprache der Gewalt infrage zu stellen, als ließe sich damit die Gewalt aufheben. Wir lassen die Frage offen.

Doch jedes Mal, wenn wir uns zwischen den Sprachen verirren, gibt es jemanden, der uns aus diesem Wald herausholt. Diesmal ist es Nicolás, wir suchen nach der Übersetzung des Worts Haarnadel im Kapitel „Ariadnefaden“, das sich mit Gekritzel, Gewebe beschäftigt. „Das Wort Wünschelrute übrigens bedeutet auf Spanisch auch Haarnadel, horquilla“, sagt Nicolás. Im Buch ist „Wünschelrute“ der Titel des schwierigsten Kapitels, es handelt von der Eroberung der deutschen Sprache. Ich habe mich auf Deutsch nicht ausgetobt, das Deutsche hat mich viel eher gezügelt, diszipliniert, mir überhaupt ermöglicht, ein Narrativ zu kreieren, eine Formbildung. Vielleicht ist es sogar einfacher, das Buch in eine

fremde Sprache zu übersetzen als zurück ins Russische?

Auf Russisch müsste ich den Blickwinkel ändern, die Perspektive umdrehen, den Drang nach Osten in den Drang nach Westen übersetzen, denn dort sind bekanntlich andere Wunden und andere Defizite im Spiel. Heute wird auch das Wort Frieden wieder missbraucht, für den Frieden führt man Krieg. Wir dachten, wir sitzen hier im idyllischen Straelen weit ab vom Weltgeschehen, doch der Ort liegt nur zehn Fahrradminuten von jenem kleinen holländischen Städtchen entfernt, das immer noch um seine vielen Opfer trauert, um Menschen, die mit dem malaysischen Flugzeug flogen, das von russischen Separatisten in der Ukraine abgeschossen worden ist. Haben die Bomben das letzte Wort?

Katja Petrowskajas „Vielleicht Esther. Geschichten“ ist 2014 im Suhrkamp-Verlag erschienen.

ses Buch noch schwieriger zu übersetzen sei als zum Beispiel die Texte von Robert Walser. Zumindest konnte er wirklich Deutsch (obwohl, Moment!), doch ich kann nur fast Deutsch, die Worte sitzen oft nicht ganz bequem an ihrem Platz, sie zittern leicht, als würde die Sprache nach etwas verlangen. Eigentlich müsste man auch in diesem Text hier ein paar Fehler drin lassen, meint meine Tochter, sonst wird dir niemand glauben, dass du es schwer hast. Oft spüre ich, und so schreibe ich weiter, wie jedes Wort sich freut, wenn ich für ihn („für es“, sagt meine Tochter) den richtigen Platz finde, ich kenne diese aufflatternde Dankbarkeit der Wörter. Aber wie übersetzt man dieses Flattern?

In Wahrheit nämlich ist schon der deutsche Text meines Buchs eine Übersetzung, so tröstete ich die Übersetzer, das Original fehlt leider, es hätte auf Russisch geschrieben werden müssen oder in beiden Sprachen gemischt, aber es ist nicht vorhanden. „Wo ist denn der russische Übersetzer?“, fragte jemand. Den gibt es nicht, sagte ich, das Buch ist in der Spannung zwischen den Sprachen entstanden, zwischen den Diskursen, zum Beispiel zwischen der Sprache der deutschen Aufarbeitung und der Sprache der russischen Kriegsrhetorik. „Dann müssen wir uns von unserer eigenen Sprache entfremden“, sagte Ilona aus Finnland, ohne mit der Wimper zu zucken.

Zeile für Zeile bewegten wir uns durch die Kapitel, langsamer als Schildkröten. Zum ersten Mal verstehe ich, dass ich bereits vieles verloren hatte, als ich russische Rhythmen hörte und auf Deutsch schrieb. Wie kann man Verluste in Gewinne ummünzen? Der Prolog spielt am Berliner Hauptbahnhof, und erst jetzt, zusammen mit den Übersetzern, begriff ich, dass das Schlüsselmotiv von einem russischen Wort ausgelöst worden war. Das Wort „Bahnhof“ heißt auf Russisch „woksäl“, es ist abgeleitet von einem berühmten Konzertsaal im Londoner Stadtteil Vauxhall - Vox, Stimme, Voxsaal, ein Saal für Stimmen, etymologisch falsch, poetologisch ein Geschenk, denn es ruft so viele Verbindungen auf wie Mandelstams tautologisch betiteltes Gedicht „Konzert na Voxsale“, Kon-

Deutschen sind diese Assonanzen weder hör- noch sichtbar. Wie übersetzt man dieses Dazwischen, diese Funktion des Weichenstellers?

Aimée aus Schweden musste für meine „Blumenomas“ Rosa und Margarita, meine Großmütter väterlicher- und mütterlicherseits, das Wort „Blumenbabuschkas“ erfinden, denn das Schwedische verlangt die genaue Benennung der Verwandtschaft. Auf Finnisch ist zwar Rosa eine Blume, Margarita aber nicht, deswegen kann man die ganze Pflanzenbesessenheit dieser Passage im Finnischen nicht nachvollziehen. „Haben Sie es schon mit Latein probiert?“, fragte Aimée ihre finnische Kollegin.

Doch gerade das Finnische erweist sich als Gewinn. „Mit der Wendung Verluste, die mit keinem Zug einzuholen sind: Meinst du hier Zug im Sinn von Eisenbahn?“, fragte Ilona. „Du schreibst über den Durchzug auf dem Bahnhof, das ist auch ein Zug, und denkbar wäre auch ein Zug im Schachspiel.“ Auf einmal wird etwas sichtbar, das mir bisher entgangen ist, denn im Buch gibt es auch Züge ohne Ankunft und Spiele ohne Sieger, und es gibt den Durchzug der Geschichte, obwohl man das so nicht sagen kann.

Die hör- und sichtbaren Schwierigkeiten waren sofort klar: „die Ödnis öffnet sich“, „das Land zitterte und rezitierte“, „die Ferne der Fragen“ oder „dieses kuschelige Wort koscher“. Manchmal sah es aus, als sei die Lösung einfach, aber gerade dann führte sie in die Irre. „Wer nicht lügt, kann nicht fliegen.“ Wenn man die Konsonanten dieses „lügt-fliegen“ verliert, lg-f-lg, wird der Satz präventiös und zu gewichtig, aber wenn man sich im Englischen vom vollen Reim „lie-fly“ fangen lässt, entsteht schlicht Kitsch. Der rumänische Übersetzer Alessandru war sich sicher: Man muss sich dem Duktus des Satzes anvertrauen, dann wird auch die Lautstruktur. Aber was macht man mit dem „versprochenen Versprechen“ einer Dame im Bus, die mir statt „Gute Weiterreise“ „Gute Weltreise“ wünscht und damit ein ganzes Narrativ erzeugt? Verliert man diese Worte, gibt es nichts zu erzählen, denn sie sind die wahren Helden des Texts. In diesem Fall entscheiden wir uns,

mer Platz in Wim Wenders' Film „Himmel über Berlin“ und Thomas Eliots „Waste Land“ entstanden ist, *mixing memory and desire*, warum hier „Casablanca“ mit „Play it again“ hineinspielt, wie viel Puschkin und wie viele missbrauchte Utopien der Sowjetunion, dann sprach ich über Bulat Okudzawa, einen Liedermacher, und es löste eine Diskussion darüber aus, wie viel ein Übersetzer wissen muss, um einem Text gerecht zu werden.

Ada brachte uns mit ihrer Akribie schließlich wieder auf den Boden zurück, denn der nächste Satz ist für Italiener zu lang.

Ada: Die Zeichensetzung mit den vielen Kommas ist schwierig. Im Deutschen signalisiert das Verb das Ende des Satzes, aber in den „lateinischen“ Sprachen ist es oft unklar, wohin ein Satzteil gehört, deshalb benutze ich gelegentlich ein Semikolon, um anzudeuten, dass hier ein Abschluss ist.

Ich: Aber diese Unklarheit ist auch ein Mittel, die Verlorenheit zu zeigen, ein Zeichen auch für den Sprachverlust oder für die Verlorenheit, wenn man nicht weiß, wohin die Sprache einen führt.

Wil (Niederlande): Diese Verlorenheit ist der Kern des Buches, Semikolon und Punkt ergäben einen Stakkato-Text.

Imre (Ungarn): Ich habe auch gelegentlich ein Semikolon gesetzt, aus Rücksicht, damit sich der Leser in der Verlorenheit nicht selbst verliert. Er soll die Übersicht darüber behalten, wie man sich verliert. Der Leser gesteht dem Autor viel weitreichendere Lizenzen zu als dem Übersetzer.

Ich: Warum denken Sie, dass der Autor weniger verloren sei als der Leser? Ich muss auch jedes Mal suchen, wo man atmet im Satz.

Nicolás (Argentinien): Das Semikolon ist in den romanischen Sprachen viel üblicher und nicht so feierlich wie im Deutschen.

Sergio (Brasilien): Wichtig ist doch, dass die Verlorenheit ausgedrückt wird, aber wie - dafür haben die Sprachen unterschiedliche Mittel.

Ich: Auf Russisch wirkt das Semikolon nur bürokratisch.

Sogar das Wort Glück schenkte uns keine Ruhe. „Welches Glück meinst du?“, fragt Ada, die Übersetzerin von Sebald und Canetti, die

FAZ Fr 7.2.2014 Sieger gesucht

Shortlist der Leipziger Buchpreise

Zum zehnten Mal geht es beim Preis der Leipziger Buchmesse in die Endrunde. In der Kategorie Belletristik haben es folgende Autoren auf die Liste der letzten fünf geschafft: Fabian Hirschmann für sein Debüt „Am Ende schreiben wir mit Gold“, Per Leo mit dem Roman einer Familie „Flut und Boden“, Martin Mosebach mit „Das Blutbuchenfest“ sowie Katja Petrowskaja mit „Vielleicht Esther“ und Saša Stanišić („Vor dem Fest“). Bei den Sachbüchern konkurrieren um den Preis Diedrich Diederichsen mit „Über Pop-Musik“, Helmut Lethen und seine Untersuchung „Der Schatten des Fotografen“, Barbara Vinken mit „Angezogen. Das Geheimnis der Mode“ und Roger Willemsen mit seiner Parlamentsrecherche „Das Hohe Haus“ sowie Jürgen Kaube, Sachbuchchef dieser Zeitung, mit seiner Biographie „Max Weber. Ein Leben zwischen den Epochen“.

Bei den Übersetzungen treten gegeneinander an: Paul Berf (für Karl Ove Knausgård's „Spielen“ aus dem Norwegischen), Robin Detje (für William T. Vollmann's „Europe Central“ aus dem Englischen) und Ursula Gräfe (für Haruki Murakami's „Die Pilgerjahre des farblosen Herrn Tazaki“ aus dem Japanischen) sowie Hinrich Schmidt-Henkel (für Diderot's „Jacques der Fatalist und sein Herr“ aus dem Französischen) und Ernest Wichner (für Varujan Vosganian's „Buch des Flüsterns“ aus dem Rumänischen). Die Bekanntgabe der Gewinner und die Verleihung der Preise findet am 13. März während der Leipziger Buchmesse in der Glashalle statt. Im zehnten Jubiläumsjahr haben 136 Verlage insgesamt 410 Titel eingereicht.

F.A.Z.

Ganz einfach – sagte Olga, als ich sie nach dem Weg fragte –, um die Barrikade herum und dann links. Der andere Zugang zur Luterskaja Straße war seit Monaten gesperrt. Im Regierungsviertel stehen Lastwagen und Einheiten. Ich wollte zu meiner alten Lehrerin in die Schule gehen. Das Wort Barrikade fiel Olga so leicht, als wäre es ein gewöhnliches Detail städtischer Architektur, wie eine Kreuzung oder ein Bogen. Ich bin nur für eine Woche in meine Heimatstadt gekommen, die Schlacht auf der Gruschewskowo Straße war vorbei, es herrschte Stillstand, aber die Spannung blieb, und die Asche lag über der Straße, wie auch die Empörung, die keine Superlative mehr kannte. Meine Freunde haben sich verändert. Erwachsener, entschlossener, agierender. Sie sammelten Medikamente, schrieben, standen vor Gerichten, brachten Essen zum Maidan, drehten Filme, sie waren

Groß war es und fürchterlich

vergrößern das Gefühl, dass hier Geschichte gemacht wird. Die historische Symbolik quillt aus allen Ecken, sogar die Gruschewskowo Straße, wo im Januar geschossen wurde, hieß früher Straße des Januar-Aufstands, zu Ehren des Aufstands von 1918, als die Arbeiter der Arsenal-Fabrik auf das Parlament zumarschierten.

Wie sich das Ewig-sich-Wiederholende mit dem Täglichen in den Wirren der Zeit mischt, darüber hat schon Michail Bulgakow in seinem Kiewer Roman „Die Weiße Garde“ geschrieben. Die ersten Zeilen verfolgten mich die ganze Zeit, als ich in Kiew war: „Groß war es und fürchterlich, das eintausendneuhundertundachtzehnte Jahr nach Christi Geburt, das zweite aber nach Beginn der Revolution. Reich war es im Sommer an Sonnenschein und im Winter an Schnee, und besonders hoch standen am Himmel zwei Sterne: der abendliche Hirtenstern Venus und der rote, flimmernde Mars“.

sammelpunkten – ein Krisenmanagement für die Zehntausende, die nach Kiew zum Maidan gekommen sind und in der Kälte leben oder in besetzten Häusern. Ihre sachlich-trockenen Berichte über Gesundheit und den Widerstand sind auf Facebook zum Kult geworden: nicht nur Hilfsaufrufe, sondern auch Informationen, wie man sich am besten ernährt und am besten schläft, in dieser Frontsituation. In der Woche der Eskalation wurden die Ärzte selbst zum Ziel von Gewalt und mussten die Verletzten auch noch davor schützen, dass sie nicht der Berkut oder der Miliz in die Hände fielen. Sie lief an mir vorbei, aber ihr fester Griff und ihr Schweigen mit dem kurzen Blick haben mir mehr über den Kiewer Frieden erzählt als alle politischen Analysen.

Als es dämmerte, ging ich zum Ukrainischen Haus. Europäischer Platz, Anfang der Gruschewskowo Straße. Wieder eine Barrikade, auf der Straße ein Zementklötz mit der

Am Abend hat mir eine 16-Jährige, die auf dem Maidan in einer Küche half, ihre Alpträume erzählt, viele Menschen schliefen, in einem Zelt wurde Hochzeit gefeiert, und es gab Torte zu essen, und die Jungs aus Wolynien fragten mich auf Englisch, woher ich käme. Ich antwortete, ich bin von hier, auf dieser Straße, dort bin ich geboren, die vor eurem Zelt nach oben verläuft, auf der Institutskaja. Sie kannten den Namen nicht, sie wollten mir glauben, konnten aber nicht.

Am nächsten Tag rief ein Kommilitone von mir an, wir hatten zusammen in Estland studiert. Er sagte, für Lenin sei ein Ersatz gefunden worden! Komm schnell! Ich dachte, diese Marxisten wieder, aber es ging nur um ein Denkmal. Vor ein paar Wochen wurde die letzte große Lenin-Statue in Kiew von Demonstranten gewaltsam vom Sockel gestoßen und demoliert. Der Sockel war leer, und kaum jemand wusste, dass dort vor Lenin schon ein Zar gestanden hatte. Nun zog eine Prozession über

um den Rauch aus dem Zelt zu führen. 43 solcher Öfen gibt es hier schon. Wir sprachen wenig, viele Menschen schliefen, in einem Zelt wurde Hochzeit gefeiert, und es gab Torte zu essen, und die Jungs aus Wolynien fragten mich auf Englisch, woher ich käme. Ich antwortete, ich bin von hier, auf dieser Straße, dort bin ich geboren, die vor eurem Zelt nach oben verläuft, auf der Institutskaja. Sie kannten den Namen nicht, sie wollten mir glauben, konnten aber nicht.

Am nächsten Tag rief ein Kommilitone von mir an, wir hatten zusammen in Estland studiert. Er sagte, für Lenin sei ein Ersatz gefunden worden! Komm schnell! Ich dachte, diese Marxisten wieder, aber es ging nur um ein Denkmal. Vor ein paar Wochen wurde die letzte große Lenin-Statue in Kiew von Demonstranten gewaltsam vom Sockel gestoßen und demoliert. Der Sockel war leer, und kaum jemand wusste, dass dort vor Lenin schon ein Zar gestanden hatte. Nun zog eine Prozession über



Polizeikräfte auf dem Maidan

Foto Polaris

und sind dabei. Auch meine Lehrerin war anders geworden und erzählte, wie sie unter Eltern und Freunden Geld gesammelt hatte – ausgerechnet sie und Geld!, dachte ich – für einen Studenten, dem

Meine Reise nach Kiew, in die Heimatstadt. Die Freunde haben sich verändert. Die Menschen

Ich ging jeden Tag auf den Maidan und erlebte in wenigen Tagen das, was hier die Menschen in den letzten Monaten erlebt hatten: die Euphorie, die Begeisterung, die Angst, den Stolz, den Zorn, alles.

Inschrift: „Die Schönheit liegt im Kampf.“ Bei der Dunkelheit gehen wir nicht zu jenen Barrikaden, die vor kurzem brannten. Am Eingang zum Haus eine Kontrolle. Ich bekomme Angst: wieder Männer in

den kritischsten Momenten hat sie von hier aus an die ukrainische Spezialeinheit Berkut und die Miliz appelliert, auf Gewalt zu verzichten. Nun hat sie dem Volk berichtet, über Europa, das uns doch nicht

den Kreschtschatik: mit einem goldenen Klo vorweg, dem Symbol von Janukowitschs korrupter Macht. Eine Leiter wurde an den vier Meter hohen Sockel gelehnt und das Klo dort oben abgestellt.

eine Granate einen Arm abgerissen hat. Kannten Sie ihn?, fragte ich. Nein, ich kenne den Chirurgen. Ich fühlte mich wie ein Kind, wie ein Tourist, ein Fremder angesichts ihrer einfachen Logik.

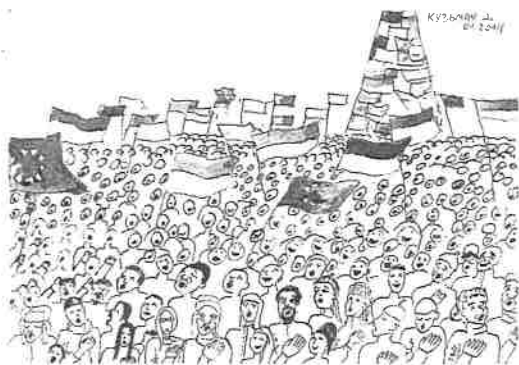
Als wir aus der U-Bahn-Station Kreschtschatik herauskamen, um zur sonntäglichen Kundgebung auf dem Maidan zu gelangen, sah ich eine Kette aus Zelten und kleinen Holzfestungen, Paläste aus Müll und Eis, dampfende Fässer, umkreist von Männern in Camouflage-Uniform, Holzstapel, Säcke, Haufen von warmer Kleidung und eine echte Schönheit, die vier Meter hohe Barrikade über die Prosenaja Straße. Die Menschen gingen wie gewöhnlich, mittlerweile ist fast alles gewöhnlich geworden. Auch die Partisanenlandschaft in der Hauptstraße der Stadt gehört nun zum Alltag.

Den Maidan aufrechtzuerhalten ist nicht eine Frage der Euphorie, des Verdrusses oder einer Überlegung, sondern es bedeutet tägliche schwere Arbeit. Um die Verschwendungen zu finden, um die Schuldigen zu bestrafen, um weitere Verhandlungen zu erzwingen, braucht es diese Arbeit. All das ist nur dann möglich, wenn sie hier weiter durchhalten. Sie kamen von überallher, um die Stadt und ihre Ukraine gegen die Regierung und ihr diktatorisches Verhalten gegenüber dem eigenen Volk zu verteidigen. Aber jetzt scheint die Sonne. Zwei Männer in Sturmhauben spielen Tischtennis zwischen den Zelten. Daneben einige Männer mit Skibrillen, Helmen und Knüppeln, in Ski-Anzügen, andere in Militäruniformen einer unbekanntenen Armee. Am Zaun hängt ein Brett, auf dem verschiedene Arten von Patronenhülsen der Spezialeinheiten aufgeklebt sind, die gegen die Protestierenden eingesetzt worden waren, daneben verkauft man Holzgabeln, Blumenkränze und gestrickte Pantoffeln, das Geld wird in Plastikboxen von Ikea gesammelt, „Hilfe für den Maidan“. Etwas weiter steht die hölzerne Festung mit den Kosaken in ihren Trachten wie aus Folklorebüchern; ihr Ehrenkodex und ihre Freiheitsideale sind jedoch echt.

Die große Maskerade des Maidans ist aus Überzeugung und aus Not entstanden. Der Zusammenstoß der ukrainischen Mythen, diese operettenhaft wirkenden Bilder,

kämpfen und arbeiten hart, damit die Proteste weitergehen. Auf dem Maidan wird Tischtennis gespielt, eine Bibliothek wurde gegründet, Menschen heiraten! Ein Bericht aus dem Chaos, das sich organisiert

Von Katja Petrowskaja



Protestierende auf dem Maidan



Ein Ofen auf dem Maidan



„Januk, hau ab aus meinem Land!“ Gemeint ist der Präsident Janukowitsch.

Illustrationen und Collage von Darja Kusmyszch

außer der Gewalt, irgendwann kamen Enttäuschung und Müdigkeit, und später fing es wieder von vorne an, in einer zweiten Runde. Es waren nur ein paar Zehntausende auf den Maidan gekommen. Minus zwölf Grad. Gerade hatte jemand gesungen, nun sprach Jurij Luzenko auf der Bühne, ein ehemaliger Innenminister, der mit Julia Timoschenko im Gefängnis saß. „Selbstschutz“, sagte er, „Selbstschutz.“

Neben dem Rathaus spielte auf dem bereits legendären Klavier eine Studentin des Konservatoriums, eine Schwarze namens Antoinette. An ihr vorbei gingen die Männer aus der rechten Freiheitspartei, mit ihrem klaren „Ukraine über alles“, und grüßten sie. Sie waren unsere und auch ihre Beschützer, Antoinette war ihre Heldin, wenn auch keine Königin, ich wusste nicht, wie das alles zusammenpasst, aber die Bilder waren überzeugend in ihrer Verrücktheit, besonders als noch der Klavierstimmer kam.

Denn es stimmte, dass wir alle gegen diejenigen sind, denen Geld und Macht über alles geht, auch über das Leben ihrer Bürger. Trotzdem kenne ich persönlich niemanden, der die Slogans der Freiheitspartei unterstützt. Und dabei kenne ich persönlich niemanden, der gegen den Maidan ist.

Am ersten Tag habe ich hier fast alle meine Bekannten getroffen. Ein junger IT-Freund, eine Musikmanagerin, eine Lehrerin, einen Französischübersetzer, einen Klempner, einen Regisseur und dann sie. Ich hätte sie gar nicht bemerkt, wenn sie mir nicht kurz und fest meinen Unterarm gedrückt hätte, als Begrüßung und Abschied zugleich, denn sprechen konnte sie vermutlich nicht mehr, sie drückte meinen Unterarm und rannte weiter, fest in einen Schal gehüllt. Zehn Jahre lang hatte ich sie nicht gesehen.

Wir sind zur selben Schule gegangen, dort oben auf dem Hügel, um die Barrikade herum und dann links, sie ist eine berühmte Ärztin geworden, hat ein eigenes Klinikum aufgebaut, vier Kinder zur Welt gebracht, Liedermacherin ist sie auch. Hier gilt sie als eine „alternativen Gesundheitsministerin“, sie hat ein System aus 1500 ehrenamtlichen Ärzten aufgebaut samt Notaufnahmen und Medikamenten-

Masken. Auch sie haben Angst: vor Provokationen. Die Frauen dürfen rein, die Männer müssen erst Dokumente vorzeigen. Der Kontrast ist unfassbar: Drinnen sind Studenten, die in Prag oder Berlin genauso aussehen, weiter hinten sitzen alte Männer und Frauen, die vielleicht noch nie im Leben in Kiew waren, ein ganz gemischtes Publikum.

Hier tagt nun die „Offene Universität“, die vorher auf dem Maidan eine Bühne hatte, bis es zu kalt wurde. Die Vorlesung über die Frauenbewegung ist gerade zu Ende. Danach beginnt der Poesie-Marathon. Drum herum Sammelpunkte mit Listen: Medikamente, Kleidung, Matratzen, technische Geräte. Eine große gesellschaftliche Umverteilung der Werte. Ein Durcheinander mit strenger Ordnung. Wir hören Revolutionsgedichte, dann springt eine Frau auf die Bühne: „Der LKW ist gekommen! Wir brauchen Männer zum Entladen.“ „Aufrufe erst nach dem Gedicht!“, sagt eine andere. Das ist eine Revolution, denke ich und gehe zur Bibliothek, rechts im Saal liegen Veteranen aus dem Afghanistan-Krieg, auf der Glasur ein Schild „Afghanen sind mit dem Volk“. Der Maidan wird ohne Schlacht nicht geräumt, meinen sie.

Die Bibliothek ist auch hier. Ein junges Paar hatte begonnen, Bücher für den Maidan zu sammeln, sie starteten mit Aufrufen per Facebook, Twitter und Flugblättern auf dem Zaun, nun haben sie Tausende Bücher und Dutzende Freiwillige, zu viel eigentlich. Sie brauchten noch ukrainische Prosa und Kisten, sagte die Bibliothekarin, denn sie schicken Bücher auch in die Provinz, in die Bibliotheken, in die Schulen. Manche Adressen finden wir hier – sie zeigte auf die auf dem Boden liegenden Männer. Ich ging an eines der vielen Regale: Hemingway, Frisch, Mishima, Vian. Ich wollte ein Buch ausleihen. „Nur auf Ihr Ehrenwort“, sagte sie, „nehmen Sie einen Zettel und unterschreiben Sie.“ Vor mir stand eine Dose voll mit Ehrenworten parat. Und ich bekam das Buch: mit einem Stempel „Bibliothek des Maidans“. Als ich begeistert einen Freund anrief wegen dieser Neuigkeit, sagte er: Ja, ich habe schon alles dahin gebracht, moderne ukrainische Prosa und Kisten.

vergessen hat. Und in ihrem „Merkel sagte mir, und ich sage euch“, war keine Eitelkeit zu hören, im Gegenteil, es war eine ideale Form der Kommunikation – die Botschaft aus Europa ist angekommen, und Ruslana berichtete, wie bei einer Wetsche, dem Organ der Selbstbestimmung in den slawischen Städten des Mittelalters.

Ich ging auf dem Maidan von Zelt zu Zelt und las die Namen von Städten, in denen ich noch nie gewesen war: Rivne, Tarnopol, Cherson, Sumi. Im Kirchen-Zelt schlief auf einer Pritsche ein Mann, und ein Priester sprach flüsternd zu einem Kämpfer. Als ich mich vor einem Zelt erkundigen wollte, ob ich hineinsehen dürfe, stand dort mein Freund Igor, ein Ingenieur, der mir sagte: „Mit mir darfst du überall rein. Ich habe fast alle Öfen gebaut, für die Zelte.“ Am Anfang hatten die Protestierenden, die auf dem Platz übernachteten, nur Holzfeuer in offenen Fässern, dann wurden einige in die Zelte hineingestellt, was aber giftig, gefährlich und ineffizient war. Igor hat einen Ofen entworfen, aus Fässern und mit Roh-

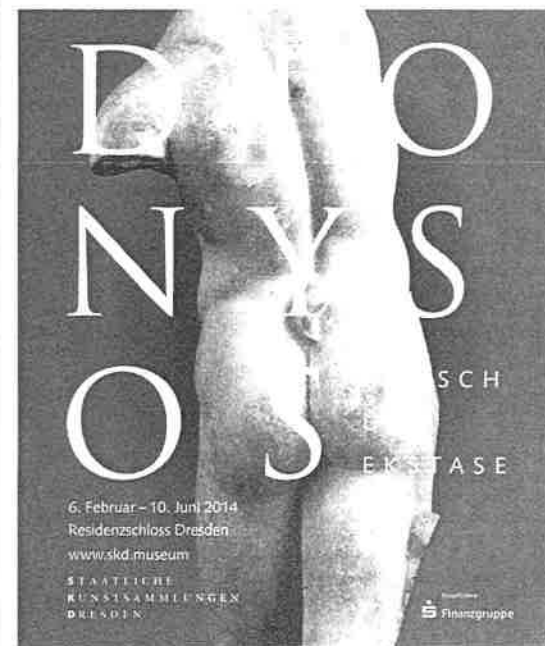
Wäre Duchamps neidisch auf uns gewesen?

An meinem letzten Tag hatte ich einen Termin im fünften Stock des Gewerkschaftshauses, wo der „Rechte Sektor“ residiert, Rechtsradikale, der sehr umstrittene Teil des Maidans. So viel ist in diesem Land zu einem unlöslichen Paradox geworden. Zum Beispiel, wenn Radikale und Fußball-Ultras für die Ordnung, für den Schutz der Bevölkerung und gegen die Gewalt und Willkür der Regierung stehen. Nur zwei Stunden vor meinem Interviewtermin explodierte im dritten Stock ein Paket mit Medikamenten, und einem Mann wurde die Hand abgerissen.

Ich sagte meinen Termin ab, ich fuhr weg aus Kiew und dachte an meine schweigende Freundin, an die zwei Frauen aus Wolynien mit ihren offenen Gesichtern, die mir Tee und Süßigkeiten auf dem Platz geschenkt hatten, und an alle, die bleiben und die nicht weggehen werden von diesem Maidan.

Im letzten Sommer hat Katja Petrowskaja den Ingeborg-Bachmann-Preis gewonnen, in diesem Frühjahr erscheint ihr Roman „Vielleicht Esther“ bei Suhrkamp.

FAZ-DIEMAU



FAS
9.2.2014
2/12

Feuilleton



Am Samstagmorgen in Kiew

Foto Yulia Serdyukova

Der schwarze Schnee von Kiew

Es sieht aus wie Krieg, es klingt wie Krieg, es hat Tote gegeben. Warum nur haben die Menschen auf dem Maidan keine Angst? Ein Bericht

„Sie wollen heute Nacht räumen!“, sagt Asia, während sie ihre Twitter-Timeline aktualisiert. Ich schweige und starre auf die Barrikaden des Khreshchatyk-Boulevards. Die meterhohen Riesen aus zerstückelten Werbeleuchtkästen, Gummirifen und Holzplatten sehen so unwahrscheinlich aus, dass ich sie mit der Hand streifen muss, um ihre Echtheit zu prüfen. Asia lächelt. Sie ist ukrainische Kunstjournalistin und Kuratorin. Ich kenne sie seit zwanzig Minuten.

„Wir müssen zu den vordersten Straßensperren“, sagt sie. Wir gehen vorbei an Zelten mit Schornsteinen, in denen zugereiste Ukrai-

nen wie gemalt. Das Einzige, was in diesem Moment real ist, ist der Geruch des verbrannten Gummis.

Ich sage zu meiner neuen Bekannten: „Lass uns hier weggehen.“ Im selben Augenblick versperrt uns ein kleiner Mann mit Sturmhaube und Ukraine-Flagge um die Schulter den Weg. „Ihr müsst gehen! Dieser Bereich ist für Frauen verboten. Die Berkut bevorzugen es, Mädchen zu prügeln.“

Zum ersten Mal in meinem Leben bin ich froh, dass mir ein Mann etwas verbietet. Er begleitet Asia und mich aus dem Kampfgebiet zu den hinteren Barrikaden.

Halbwegs in Sicherheit spüre ich

so glücklich macht. „Kulturchock“, kommentiert Asia. Sie lächelt, findet mich vermutlich lächerlich und liest die neuesten Maidan-Tweets vor, bis sie auf einmal verstummt. Dann drückt sie ihre Hand gegen den Mund, als ob ihr das Herz herauspringen könnte. Im Wald bei Kiew wurde die Leiche von Juri Werbitski gefunden, er wurde anscheinend zu Tode gefoltert. „Werbitski war ein populärer Aktivist, Journalist und auch ein Bekannter“, sagt Asia. „Mit drei anderen Männern wurde er Anfang der Woche aus einem Krankenhaus entführt.“ Sie wischt sich eine Träne aus dem linken Auge, das rechte bleibt trocken. Dann

weil viele junge Leute arbeiten müssen“, sagt Soja Michailowna, eine Dame im Pelz, um die siebzig. Zwischen den Rentnern stehen bewaffnete Gasmaskenträger, aber heute erschrecken sie mich kaum mehr. Alles wirkt harmlos und sanft.

Soja Michailownas Nertz glänzt in der Sonne. Gerade hat die ehemalige Lehrerin selbstgebackene Piroshki am Verpflegungsstand abgegeben. „Meine ganzen Decken, Jacken und Matratzen habe ich schon hierhergebracht. Jetzt kann ich mir noch backen. Jeder hilft, wie er kann!“ Warum tut sie das alles?

Soja Michailowna fängt an, über den Präsidenten und seine neuen

voller anarchistischer Aufmäher steht. Es ist wieder so ein verrückter Moment auf dem verrückten Maidan. Der Anarchist neben der alten Dame im Pelz. Überhaupt ist es nicht klar, wer auf dem Platz rechts, links oder anders fanatisch ist. Nicht, dass niemand hier rechts, links oder anders fanatisch wäre. Doch im Moment sind die Menschen so friedlich, dass man kaum an Fanatiker glaubt.

Zum Anarchisten und der alten Dame hat sich eine Frau mittleren Alters gesellt. „Ich bin gespannt auf den Abend und auf unsere Leader“, sagt sie, betont aber das Wort „Leader“ so überzogen, dass es nicht ernst gemeint sein kann. Der Ver-

andere ein Boxer, der nicht reden kann, und der letzte nur der Schatten Julia Timoschenkos!“

„Mir ist alles egal, Hauptsache der Verbrecher Janukowitsch verschwindet“, entgegnet Soja Michailowna. Das ist auch das Geheimnis dieser vielen verschiedenen Menschen: ein kleines Abkommen über etwas sehr Großes. Ich verabschiede mich und suche ein Café zum Aufwärmen. Auf den gestern ausgebrannten Barrikaden sei es nun ruhig, sagt man mir dort, und ich beschließe, noch einmal zum Dynamo-Stadion-Tor zu laufen.

Keine Kontrolle an den Schleusen, Frauen dürfen wieder herein. Ein Teppich aus schwarzem Schnee

die Berkut – verummmt, mit Helmen und Schutzschilden. Und auf einmal ist da wieder die Angst in meinem Bauch, nicht die gleiche wie gestern, eine sanftere Angst. Trotzdem will ich schnell weg, zurück zu den friedlichen Rentnern. Während ich vorsichtig über die Trümmer zum Unabhängigkeitsplatz hinabsteige, schleichen Journalisten mit schweren Kameras um die Barrikaden. Sie lächeln. Fast so, als ob sie froh wären, diese Kriegstrümmer zu sehen. Wenn man dann hört, wie einige westliche Korrespondenten über die Lage hier sprechen, kann man nur mit dem Zeigefinger gegen die Stirn klopfen. Offensichtlich gefällt vielen die

ner überbrachten, vor der an den Barrikaden, an Menschen mit Sturmhauben, Gasmasken und Knüppeln in den Händen. Das ist alles nicht wahr, denke ich, es ist ein Film.

Die Durchgänge zwischen den Straßensperren sind so eng, dass wir warten müssen. Vor den Barrikaden stehen Männer, die die Menschen in kleinen Gruppen hindurchdirigieren. Auf den Unabhängigkeitsplatz – es sind Zehntausende, wenn nicht einhunderttausend Menschen hier – bleiben wir vor der Hauptbühne stehen, auf der Priester ihre Gebete singen. Die ukrainische Kirche hat sich mit den Demonstranten solidarisiert. Asia starrt auf ihr Smartphone: „Es waren Scharfschützen. Mittlerweile sind es fünf Tote!“

„Das sind doch Gerüchte?“, sage ich und hoffe auf ein „vielleicht“.

„Nein! Die Menschen wurden einfach vom Dach aus erschossen, es gibt Fotos“, antwortet Asia.

Meine neue Bekannte führt mich in eine Seitenstraße, ich soll die Haare in der Mütze verstecken. „Durch die nächsten Schleusen werden heute Nacht keine Frauen gelassen, wir werden herumgehen“, sagt Asia. Ein mattes Gefühl kriecht in den Körper – eine Angst, die ich im Leben nie hatte. Der Kopf schreit lautlos: „Hau ab!“ Der Körper gehorcht nicht. Asia erzählt etwas, aber ich kann sie nicht hören. Jetzt erst bemerke ich meine Arme, die sich schützend vor die Brust gelegt haben, als ob mich diese Arme tatsächlich vor einer Kugel retten könnten. Wie albern.

Wir gehen in Richtung Regierungsviertel zur vordersten Barrikade am Tor des Dynamo-Kiew-Stadions. Es sieht aus wie Krieg. Überall Feuer. Kampfgesänge und dumpfer, rhythmischer Krach. Plötzlich ein Knall. „Das ist nur eine Handgranate“, sagt Asia. Über uns steigt dicker, schwarzer Rauch in den Himmel. Der Rauch der brennenden Gummireifen ist das letzte Schutzschild der Aktivisten. Und wieder Menschen mit Gasmasken, Knüppeln, auch kugelsicherer Westen. Im schwarzen Qualm sehen sie

die längst vergessene Kälte und die scharfen Schneeflocken im Gesicht. „Hattest du keine Angst?“, frage ich. Asia erklärt, dass der Maidan seit zwei Monaten ihr Leben ist: „Normal. Komm, wir wärmen uns auf und trinken etwas.“

In ihrem Lieblingslokal bestellen wir Wein und Wareniki. Noch bevor das Essen gebracht ist, merke ich eine irrsinnige Euphorie. Ununterbrochen spreche ich über dieses Am-Leben-Sein, das mich gerade

Schweigen und Zeit, nach Hause zu gehen.

Am nächsten Morgen schalte ich den Fernseher an. Keine Toten mehr, Waffenstillstand bis zum Ende der nächsten Verhandlungen uns auf und trinken etwas.“

„Der Vormittag auf dem Unabhängigkeitsplatz gehört den Rent-

Gesetze zu schimpfen und dann über die europäischen Länder: „Europa, das ist eine große Wohnung. Nebenan haben wir ein kleines Zimmer gemietet, sind die direkten Nachbarn. Und bei uns brennt es. Europa aber hilft nicht beim Löschen. Europa öffnet nur ein wenig das Fenster und fragt, ob wir die Feuerwehr gerufen hätten.“

Erst jetzt bemerke ich, dass neben Soja Michailowna ein Mann mit Sturmhaube und einer Jacke

munmt entgegen darauf ein hartes, russisches Schimpfwort, dessen deutsche Übersetzung niederzuschreiben sich nicht gehört. „Pfu!“ zischt Soja Michailowa, ihr sind solche Wörter unangenehm. Doch sie macht ebenfalls eine Bemerkung, dass es schwierig sei mit den Oppositionsführern. Sofort erkennt der Vermummte meine fragenden Augen, und noch bevor ich den Mund öffne, sagt er: „Der eine ist ein bescheuerter Nationalist, der

zieht sich ab der vorletzten Straßensperre bis hin zum Regierungsviertel. Die Skelette zweier abgebrannter Busse der ukrainischen Spezialeinheiten Berkut bilden die letzte Barrikade der Aktivisten. So schwarz wie der Schnee. Überall liegen verbrannte Trümmer herum. Auf dem Boden stehen Molotow-Cocktails. So muss es nach einem Krieg aussehen.

Leider ist noch gar nichts vorbei. Hinter dem Busgerippe stehen

Kampfstimmung Kiews.

Das ist alles ein Irrsinn, denke ich, fahre weg vom Maidan und wundere mich darüber, dass das Leben abseits des Unabhängigkeitsplatzes vollkommen normal funktioniert. Auf der Straße streiten sich Liebespaare. Gewöhnliche Männer mit Aktentaschen kommen aus gewöhnlichen Bürohäusern. Alte Frauen verkaufen an den Straßen geräucherter Fisch. Beim Abendessen im Café kommen mir wieder der Platz und der Kampf in den Kopf. Denn in dem kleinen Lokal starren fast alle Gäste stumm auf den Flatscreen über der Bar. Wieder Live-Bilder vom Maidan.

Auch ich schaue regungslos hin, bis mich zwei Männer fragen, ob sie sich dazusetzen dürfen. Sie heißen Iwan und Dima und unterhalten sich jetzt über die Aktivisten, die sich gerade für den großen Kampf rüsten. „Geht ihr heute Abend auf den Maidan?“, frage ich sie. „Wir sind seit zwei Monaten da. Es gibt kein Hingehen. Maidan ist Da-Sein“, sagt der blonde Dima. Ich fasse es nicht, dass hier anscheinend niemand irgendetwas fürchtet. „Es macht mich Angst, zu Hause zu sitzen und nichts zu tun. Außerdem haben wir keine andere Wahl! Wir Ukrainer haben nichts zu verlieren“, sagt Iwan. „Janukowitsch hat schon lange verloren. Das Blut der fünf Toten wird für immer an seinen Händen kleben. Nun gibt es kein Zurück mehr!“ – „Ukraine über alles!“, sagt sein Freund. „Wohin führt dieser Wahnsinn?“, frage ich hysterisch. „In der Ukraine endet immer alles so, wie es niemand erwartet“, sagt Iwan. „Deshalb werden wahrscheinlich bald Ufos mit Außerirdischen landen“, antwortet Dima. Während die Männer wieder ihre dicken Jacken anziehen, fragen sie, ob ich mit ihnen mitkomme. Es werde heute Nacht spannend werden.

Auf keinen Fall, denke ich, schüttle den Kopf und erinnere mich an die vergangene Nacht, an meine Angst. Ukrainerin werde ich in diesem Leben nicht mehr.

ANNA PRIZKAU

Profile des Todes Notizen von Katja Petrowskaja

Schwarzes Quadrat

Brannte es wieder in meiner Heimatstadt, als ich schlief und bevor ich vergeblich versuchte, einen normalen Arbeitstag zu führen? Wie gewöhnlich öffnete ich Facebook, um durch die Meldungen aus Kiew zu gehen. Blog-Einträge, Freunde, Links zu den wichtigsten Nachrichten. Statt des Gesichtes einer meiner Freundinnen schaute mich ein schwarzes Quadrat an, wie ein Loch im Universum. Es war ihr neues Profilbild. Berichte über Verletzte durch Gummikugeln, Adressen von Krankenhäusern, Bilder mit brennenden Reifen über den ganzen Bildschirm. Viele hatten nun dieses schwarze Loch statt ihres Gesichtes im Profil. Es war aber kein Malewitsch, der das „Schwarze Quadrat“ gemalt hat und der aus Kiew stammt. Es war Trauer: Es gab Schwerverletzte und die ersten Toten. Man konnte sich nicht mehr zeigen, man schämte sich vor dem eigenen Gesicht an diesem Tag.

Der erste Tod

Der erste Tote vom Maidan hieß Sergej Nigojan. Zwanzig Jahre alt war er. Seine Eltern sind armenische Flüchtlinge aus Nagornyj-Karabach gewesen. Sergej ist in der unabhängigen Ukraine gebo-

ren, in einem kleinen Dorf in der Ostukraine. An ihn erinnert sich jeder, der ihn gesehen hat, das Gesicht eines Propheten. Viele haben ihn fotografiert. Ihm wurde in den Rücken und in den Kopf geschossen. Er war der einzige Sohn dieser Flüchtlingsfamilie. In Kiew organisiert man nun Busse in sein Heimatdorf zu seinem Begräbnis am heutigen Sonntag. Jeder kann mit.

International

Der zweite Tote hieß Michail Zhisnetskij, und „Zhisn“ bedeutet „Leben“. Vor Jahren kam er aus Weißrussland nach Kiew. Man sagt, er wollte nicht unter Lukaschenkos Regime leben. Seine Maidan-Freunde sind zu seiner Mutter nach Gomel gefahren und versuchen sie zu trösten, ihr Sohn sei ein Held, und man solle auf ihn stolz sein, hier und in der ganzen Welt, und so weiter, und sie sagte, ihr wisse doch, man braucht keinen Helden-Sohn. Als ich über ihn las, dachte ich, dass, obwohl es bekanntlich auch rechte Kräfte auf dem Maidan gibt, die Avantgarde des Protests, diese ersten Toten des Maidan, keine Menschen ukrainischer Herkunft waren.

Livestream

Die Menge von Informationen, die einem zur Verfügung steht, wenn man versucht, das Bild des Geschehens zu fassen, ist unendlich, denn alle schreiben, posten und re-posten, nicht nur überprüfte Informationen, sondern auch Gerüchte, Besorgnisse und Prophezeiungen. Die Medien-Manager und IT-Experten versuchen zu erklären, wie man korrekt mit Quellen arbeiten sollte. Aufklärung im Internet. Aber wie lange

tuschki unterwegs, junge Männer aus der Ostukraine, von sportlicher Statur, manchmal halbkriminell, arbeitslos, oft haben ihre Familien nichts zu essen, wie sie erzählen, und es ist wahrscheinlich wahr, dass sie dafür bezahlt wurden oder ihnen Geld versprochen wurde für kleine Dienste, um das Leben in der Stadt zu destabilisieren. Auch sie sind Opfer des Regimes, das sie in die Armut getrieben hat und jetzt seine Macht mit ihrer gekauften Hilfe schützen lässt. Sie versuchen, die Einheimischen (nicht nur die Protestierenden) einzuschüchtern. Die Tituschki arbeiten eng mit dem Sonder-Einsatzkommando „Berkut“ und der Miliz zusammen. Die Berkut-Leute werden immer häufiger als Okkupanten bezeichnet – und die Tituschki als Zombies.

braucht man, um kompetent diese Informationen zu bearbeiten und sagen zu können, genug, ich weiß, wie es wirklich war? In der Nacht konnte ich wieder nicht schlafen und habe den Livestream eines Video-Reporters angeschaut, von der Gruschewskij-Straße, wo die Auseinandersetzungen stattfinden, nach wenigen Minuten ging alles durcheinander, und in der Dunkelheit hörte man eine Stimme, Jungs, bringt mich zum Arzt, ich glaube, sie haben mir die Hüfte gebrochen. Dann brach der Livestream ab.

Folter

Jenes Video, das mittlerweile auch auf „Spiegel online“ zu sehen ist, wird uns noch lange beschäftigen, nicht nur juristisch. Die Miliz und Berkut quälten einen nackten Mann. Es ist schmerzhaft, bei dieser Live-Folter dabei zu sein. Sie tun ihm weh, erniedrigen ihn, und auch wir schauen zu. Unverständlich, warum die Medien, die dieses Video verbreitet haben, nicht sein Gesicht und seine Genitalien verdeckt haben, und ich fühle mich doppelt unwohl, als wäre für mich die Immunität des Zuschauers verletzt. Der Mann hat sich einen Tag später befreien können und sprach dann von der Rache seiner Freunde, denn er sei Kosarke.

Eine Spucke für alle

Drei Passanten – eine Frau, ein alter und ein etwas jüngerer Mann – drücken sich an eine Hauswand, an der die Berkut-Leute vorbeigehen. Einer aus der Einheit dreht sich um und spuckt in das Gesicht des alten Mannes, einfach so. Die Aufregung im Internet ist groß. Ist es nicht genau das, was unsere Regierung die ganze Zeit macht?

Ost und West

Ost und West, Russland oder Europa – es ist ermüdend. Auch im Osten gibt es Pro-Maidan-Demonstrationen, pro-russische Demonstrationen gibt es nicht. Die Ukraine ist ein großes Land mit vielen unterschiedlichen Prägungen. Es ist Unsinn, dies auf eine West-Ost-Spaltung zu reduzieren. Es gibt Unterschiede, ohne Zweifel, aber sie sind sogar weniger grundsätzlich als zwischen West- und Ost-Deutschland, sagt mir eine Freundin auf Facebook. Und ich denke zum ersten Mal, dass Zugang zu freien Medien mehr Identität schaffen kann als Topographie. Dieses Kiew ist aber Topographie meiner Kindheit, mein Schulweg ginge nun durch Barrikaden, und hier, in der Philharmonie, die unbemerkt am Rande der Gruschewskij-Straße steht, habe ich als Kind gesungen.

2/12
FNS
26.11.2014

Proteste in Kiew

"Es gibt kein Zurück!" - Die Schriftstellerin Katja Petrowskaja über die Gewalt in der Ukraine

Die Gewalt in der Ukraine nimmt zu: Aus den friedlichen Protesten gegen die Regierung von Präsident Viktor Janukowitsch sind brutale Straßenschlachten geworden. Wie erlebt die ukrainisch-deutsche Autorin Katja Petrowskaja die Situation in Ihrer Heimat?



Auf dem Maidan, dem Unabhängigkeitsplatz in Kiew, protestieren seit Tagen Tausende Ukrainer gegen die Regierung von Präsident Viktor Janukowitsch.

Foto: Imago/EST&OST

BRIGITTE: Sie wohnen in Berlin, haben aber Familie und Freunde in der Ukraine. Was geht in Ihnen vor, wenn Sie mit Ihnen sprechen, die Bilder der Gewalt sehen?

Katja Petrowskaja: Wir stehen alle unter Schock. Niemand hat die Situation mehr unter Kontrolle. Ich telefoniere mit meinen Eltern, im Hintergrund fallen Schüsse - und es ist kein Film! Seit dem zweiten Weltkrieg gab es keine Schüsse mehr im Zentrum von Kiew, erst recht keine Toten durch Proteste. Ich empfinde tiefe Trauer und habe große Angst, denn es gibt kein Zurück mehr. Der Geist wurde aus der Flasche gelassen: Die Gewalt, die Geißelungen, die Gefolterten, die Toten sind eine historische Zäsur in unsere Gesellschaft.

Wie informieren Sie sich über die Entwicklungen in Ihrer Heimat?

Vor allem über soziale Medien wie Facebook und Twitter, weil sie schnell reagieren können. Sie sind bei uns viel politischer, die Menschen schreiben, was in den Medien nicht berichtet wird. Allerdings ist es auch schwierig, die Informationen aus diesem großen Topf sinnvoll zu filtern und zu strukturieren. Inzwischen veröffentlichen Medienberater und IT-Menschen sogar Anweisungen, wie man falsche von richtigen Informationen unterscheiden kann. Unabhängige Online-Medien schreiben und analysieren ebenfalls viel.

Beteiligen Sie sich in irgendeiner Form an den Protesten?

In Berlin gibt es viele Initiativen und Demos, auch vor der russischen und ukrainischen Botschaft. Was macht man, wenn so etwas passiert? Fährt man hin? Schreibt man darüber? Wie kommt man mit der eigenen Unruhe zurecht? Ich wollte hinfahren, konnte es aber aus verschiedenen Gründen nicht. Ich wäre sehr gern dort. Nun bin ich hier und versuche, eine Brücke zu schaffen. Das ist schwieriger, aber auch sinnvoller. Eine Freundin von mir ist ebenso zerrissen wie ich. Sie ist Fotografin, lebt auch in Berlin und steht kurz vor einer Fotoausstellung* über die Menschen im Epizentrum der Massenproteste. Sie ist am Rande der Verzweiflung, weil sie eigentlich dort sein möchte und nicht weiß, was wichtiger ist. Ich wurde sogar von einigen beschimpft, dass ich nicht da bin.

Was für Menschen sind auf dem Maidan, dem Unabhängigkeitsplatz in Kiew, versammelt?

Ganz unterschiedliche Gruppierungen, auch nationalistische. In den Medien werden die Menschen immer auf Ost und West, auf Pro-Russland und Pro-Europa reduziert, aber das stimmt nicht. Das ist ein rein politisches Konstrukt. Diese Spaltung ist viel komplexer. Es gibt auch junge und alte Menschen im Osten des Landes, die für Europa sind. Die Grenze verläuft vielmehr über den Zugang zu Informationen. Im Osten sind viele arme Menschen, die nur den ersten Regierungskanal empfangen können. Inzwischen hat sich eine Initiative gegründet, die Facebook-Meldungen oder andere Nachrichten über den Widerstand ausdrückt und im eigenen Haus aufhängt, damit auch die anderen das lesen können. Die Demonstranten sind auch nicht alle Oppositionelle. Es ist einfach die ganze Stadt. Keiner kann diese Regierung mehr ertragen, die uns ins Gesicht spuckt. Sie wollen, dass die Regierung sie vertritt und respektiert. Es ist aber das Verdienst der Opposition, dass der Protest so lange friedlich blieb - und dass die Menschen stolz darauf waren.

Wann schlug die Stimmung um?

Der Wahnsinn begann mit dem Erlass der demokratiefeindlichen Gesetze am 16. Januar. Wofür Moskau drei Jahre brauchte, beschloss das Parlament in Kiew innerhalb von Minuten per Handzeichen. Das ist diktatorische Willkür! Neben dem Versammlungsverbot gibt es nun ein Gesetz, das dem Volk das Tragen von Masken und Helmen untersagt - selbst beim Fahrradfahren. Das ist totale Idiotie! Am nächsten Tag spazierten Tausende von Menschen in Kindermasken und mit Töpfen auf dem Kopf durch die Straßen. Ein weiterer Irrsinn ist die



Katja Petrowskaja

Die ukrainisch-deutsche Schriftstellerin und Journalistin verfolgt die Entwicklungen in ihrer Heimat mit großer Sorge.

Aufforderung an alle Nichtregierungsorganisationen und Stiftungen, sich künftig als ausländische Agenten zu bezeichnen. So werden alle, die mit ausländischem Geld arbeiten, als Spione markiert. Und noch ein anderes Gesetz besagt, dass nicht mehr als fünf Autos hintereinander stehen dürfen. Das soll die Versorgungslogistik für die Demonstranten auf dem Maidan unterbinden.

Protestieren Frauen und Männer gleichermaßen?

Bei den großen Demos waren beide gleich vertreten, schätze ich. Bei Protestaktionen mit Übernachtungen sind die meisten Männer - die Frauen bleiben bei den Kindern. Aber medizinische Hilfe leisteten Frauen aus dem ganzen Land. Im vorigen Jahr hat die Miss Ukraine Kaffee serviert. Mich hat die Rolle der alten Frauen beeindruckt: Erst kamen die Studenten, dann ihre Mütter, dann die Großmütter. Auf einem der Bilder sieht man alte Frauen, die mit Metallstangen Steine aus dem Kopfsteinpflaster schlagen und nach vorne tragen - zu den Jungen, die sie dann in Richtung Berkut (eine Spezialeinheit der ukrainischen Miliz) werfen. Das ist absolut unglaublich! Dabei sind alle gegen Gewalt - auch die, die werfen. Sie sehen keinen anderen Ausweg mehr.



Und inzwischen gibt es sogar Tote.

Der erste Tote, Sergej Nigojan, starb mit gerade mal 20 Jahren. Er stammte aus dem kleinen Dorf Bereznowatiwka, in der Nähe der Millionenmetropole Dnjepropetrowsk im Osten der Ukraine. Seine Eltern flüchteten 1992 aus der Region Berg-Karabach in Armenien vor dem armenisch-aserbaidschanischen Konflikt (einem der ersten in der Sowjetunion). Er selbst ist in der Ukraine geboren und kam nach Kiew, weil auch er mit Präsident Viktor Janukowitsch nicht zufrieden war. Alle haben ihn fotografiert, er war der vielleicht schönste Mann auf dem Maidan. Jetzt ist er tot - obwohl er nichts getan hat, wurde er in den Rücken geschossen. Er ist das Symbol für die eskalierende Gewalt zwischen den Regierungsgegnern und den Sicherheitskräften. Die Situation auf dem Maidan hätte sich schon längst entschärft, wenn die Berkut nicht in der dritten Woche des Widerstands nachts die Studenten auf dem Platz umkreist und geschlagen hätten - auch Frauen waren darunter. Erst danach kamen noch größere Massen.

Der 20-jährige Sergej Nigojan fiel der Gewalt auf dem Maidan zum Opfer.

Foto: AP Photo/Maxim Dondyuk/dpa

Bisher hat Präsident Janukowitsch kaum Eingeständnisse gemacht. Haben Sie noch Hoffnung, dass er einlenken wird?

Ehrlich gesagt: kaum. Europa muss mehr Druck machen und sich klar positionieren. Es geht nicht um Einmischung, aber um ein Zeichen, eine Reaktion - direkte Verhandlungen der Außenminister mit Janukowitsch. Er hat sich selbst in eine Sackgasse getrieben. Ich weiß nicht, wie er da wieder rauskommen will. Wenn er nicht gewinnt, steht er vor Gericht. Diese Regierung sollte zurücktreten, am besten vollständig.

**(Yevgenia Belorusets, Fotoausstellung "Euromaidan. Besetzte Räume", vom 31.1. - 15.2. im Projektraum OKK in Berlin 13359, Prinzenallee 29)*

Artikel vom 24.01.2014

Interview: Nicole Wehr

Porträt: Susanne Schleyer/Suhrkamp Verlag



BRIGITTE im Abo

Jetzt bis zu 30% sparen
und Geschenk sichern

[Vorteile entdecken!](#)

zum
INGEBORG BACHMANN-PREIS 2013

Laudatio für Katja Petrowskaja

Hildegard Elisabeth Keller hielt mit großer Freude die Laudatio auf ihre Autorin Katja Petrowskaja, die im ersten Wahlgang zur Gewinnerin des Ingeborg Bachmannpreises gekürt wurde.

Vor vier Tagen wussten wir noch nicht, ob es uns noch gibt. Seit einer Viertelstunde wissen wir, der Bachmannpreis lebt und wir sind keine Fiktion. Der Überbringer der Botschaft, Alexander Wrabetz, verdient einen Fikus der Postapokalypse, mit dem die Gewinnerin des Bachmann-Preises 2013 der deutschen Sprache ein großes Geschenk gemacht hat. Ihre Erinnerungsreise zur Jiddisch sprechenden Urgroßmutter in Kiew in Zeiten deutscher Okkupation zeigt ungeschützt Herz um gerade dadurch bloßer Sentimentalität zu entgehen. Gute Literaten zeigen im Individuellen das Allgemeine und Allgemein-gültige, das Exemplarische. Die Petrowskaja schafft das. Ihre Schicksale sind menschliche Schicksale, nicht bloß rein individuelle. Zum ersten Mal hab ich bei einer Lesung Menschen aus Rührung weinen sehen. In der russischen Literatur seit Puschkin scheint das menschliche irgendwie welcher, herzlicher, beseelter – mit einem Wort: vollständiger. Also gerade von der Art, wie wir es mit aller Anstrengung einfach nicht hinkriegen. Wobei mit Wollen das sowieso nichts zu machen ist. Aber das ist ein anderes Thema. Die begeisterte Aufnahme des Textes hier in Klagenfurt zeigt, dass allein schon der Ton, unserer deutschen Literatur ein ungestilltes Bedürfnis ist. Der Erzählduktus ist von einer besonderen Leichtigkeit. Das ist für mich wiederum eine sehr russische Weise, literarisch dem Leben zu begegnen. Russische Autoren lieben Wendungen an den Leser: „Überlegen sie mal“, heißt es in Gogols „Tote Seele“. Mäandernde Reflexionen kennt Dostojewski, erlaubt er seinem Raskolnikow. Und das sind halt die Namen die man kennt. Aber dies ist mehr als ein Tribut an die Patriarchen der Neuzeit. Die Urgroßmutter trippelt aus der Zeit, ihre Zeit ist der Zweite Weltkrieg. Wie eine Schildkröte in deren Panzer Szenen aus dem Trojanischen Krieg eingraviert sind. Wie im Sattel der Aenete, dem ersten Roman deutscher Sprache, entstanden durch französischen Einfluss im 12. Jahrhundert. Ohne Impulse aus der anderssprachigen Literatur gäbe es den deutschen Roman nicht. Die Erzählerin steht wie die schöne Helena auf der Mauer. Im dritten Buch der Ilias Homers, das vielleicht existiert hat. Vielleicht in jener Zeit, die man mit Karl Jaspers als Achsenzeit des Denkens, als eine große Aufbruchzeit für die Menschheits- Geistes und Kulturgeschichte bezeichnete. Die schöne Helena steht auf der Mauer. Konversiert mit uns, Schiffe werden gezählt, bevor sie als Heeresflotte in den Krieg ziehen, damit die Geschichte, die Zeit die Ereignisse aufgehoben werden und wir atmen können. Vielleicht haben sie sich während der Lesung gewünscht: hoffentlich hört sie nicht auf, mit Lesen. Gottseidank tut sie das nicht, Katja Petrowskaja. Freuen wir uns auf nächsten Frühling, freuen wir uns auf „Vielleicht Esther“ bei „Hoffentlich-Noch-Suhrkamp“.



Katja Petrowskaja. Kurz war ihr kalt, da hat sie ihren Liebingschal umgeworfen.

Foto Print

Die Buchstabierte

Jetzt feiern sie alle und dichten dabei ihr Leben um: Aber das passt nur zu schön zu Katja Petrowskaja, Siegerin von Klagenfurt, Geschenk für eine Literatur, die versteht, wie viel Kraft in einer fremden Sprache steckt

Erst mal mit einer Gewissheit anfangen, so machen wir's. Es werden hier gleich noch genug Ungewissheiten eine Rolle spielen. Also, eine kleine Sicherheit, mal sehen, wie lange sie verlässlich bleibt und wahr: Katja Petrowskaja, die west-östliche Diva dieses Feuilletons, die am letzten Sonntag den Bachmannpreis gewann, wurde 1970 in Kiew geboren und zog 1986, in der Folge der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl, nach Moskau, wo sie bei Freunden ihrer Eltern lebte. Sie ging in Moskau ab der zehnten Klasse zur Schule, war froh, dass sie endlich weg von zu Hause war, und fügt heute hinzu: „Tschernobyl hat mir geholfen.“ Sie ging dann nach Tartu, damals eine der besten Universitäten der Sowjetunion, um dort russische Literatur zu studieren. 1997 machte sie ihren ersten Deutschkurs, 1999 kam sie nach Deutschland.

In all den vielen, vielen Texten, die seit dem letzten Sonntag plötzlich über Katja Petrowskaja erscheinen, wird ihr Leben auf den Kopf gestellt. „1986 wanderte ihre Familie nach Deutschland aus und Petrowskaja erlernte die deutsche Sprache.“ Danach sei sie zum Studieren nach Tartu gegangen, dann nach Moskau, um dort zu promovieren. So steht es bei „Wikipedia“, so wird es jetzt tausendfach reproduziert. Ein neues Leben. „Das ist

Teil dieser Ignoranz“, sagt Katja Petrowskaja jetzt, als ich sie am Telefon spreche. „Das ist total irre, dass das niemand versteht.“ Dass das keinem Journalisten auffällt: Niemand, der 1986 aus der Sowjetunion nach Westeuropa kam, wäre im Traum darauf gekommen, in Tartu zu studieren und in Moskau zu promovieren. Es ist ganz unmöglich. „Und ich kämpfe gegen diese Ignoranz“, sagt sie jetzt. Die Ahnungslosigkeit, die Interessierlosigkeit an Biographien aus einer anderen Welt.

Komik, Staunen, Glück

Das Interesse jetzt, an ihr, das oberflächliche Interesse an ihrem Lebenslauf, das kam vor einer Woche explosionsartig über sie. Ein Wertlesen, ein Text, ein Preis, ein Blumenstrauß, Glückwünsche, Glück - und überall steht jetzt ihr falsches Leben herum. Nachdem sie in Klagenfurt den Text „Vielleicht Esther“ gelesen hatte, ein Ausschnitt aus dem gleichnamigen Roman, der nächstes Frühjahr erscheinen soll. Die Geschichte des Einmarschs der deutschen Truppen in Kiew, die Vorgeschichte des Massakers von Babij Jar, die Geschichte der Ermordung der Urgroßmutter der Erzählerin und der Rettung ihrer Familie. Dieser Geschichte zuzuhören, so wie Katja Petrowskaja sie vorlas, das war einer dieser Momente, für die der Wettbewerb vor langer Zeit einmal erfunden wurde und die es viel zu selten gibt. Aber vielleicht ist das auch Unsinn, und es kann solche Momente gar nicht öfter geben:

Das Besondere an diesem „Vielleicht Esther“-Moment war zu nächst einmal die Dramatik der Geschichte, es war aber vor allem ihre Art, sie zu erzählen: die feine Balance aus Komik, Staunen, Unglauben. Sich selbst ins Spiel zu bringen, sich zurückzunehmen, am wenigsten Worte zu machen, wenn das Geschehen am dramatischsten wird. Vor allem anderen aber ihre Sprache, ihr eigenwilliges, immer minimal verrutschtes Deutsch, eine Sprache, der man immer anmerkt, dass sie nicht ganz sicher ansitzt, die Dinge, die sie umschreibt, immer suchend umspielt. Der man anmerkt, dass sich die Autorin die Sprache immer wieder, mit jedem neuen Satz, neu aneignet, ihr die Form gibt, die die Melodie des Satzes erfordert, zu erfordern scheint. Und das Ganze niemals hart und unverrückbar, sondern weich und tastend. Den Leser, den Zuhörer sanft umarmend, ihn vorsichtig mir in die Geschichte hineinbuchstabierend. Wie es an der berührendsten Stelle ihrer Geschichte heißt, wenn die Urgroßmutter, die vielleicht Esther hieß, sich langsam den deutschen Besatzern nähert und jeder Leser weiß, dass sie zu ihren Mördern geht, freiwillig und langsam, „so langsam, dass niemand sie einholen kann“. Und dann heißt es im Text: „Hier folge jeder seinem Atem.“

Ja, dem eigenen Atem folgen und der Geschichte, die sich im

Kopf des Lesers formt und so zu seiner Geschichte wird. Das ist der Kern des kurzen Roman-Ausschnitts, den wir jetzt kennen, es ist aber auch der Kern ihrer Prosa, die sie alle zwei Wochen hier in ihren Kolumnen in diesem Feuilleton schreibt. In „Vielleicht Esther“ ist es ein Fikus, der auf der Ladefläche eines rettenden Transporters jenen Platz einnimmt, auf dem der kleine Junge, der später einmal der Vater der Erzählerin sein wird, gerettet werden kann. Aber: gab es diesen Fikus überhaupt? Welcher minimale Zufall war es, der dem kleinen Jungen damals das Leben rettete? Vielleicht war der Fikus nur ausgedacht. „Es könnte sich herausstellen, dass wir unser Leben einer Fiktion verdanken.“

Als wir damals, vor zwei Jahren, ihre Kolumne planten und überlegten, um was es darin gehen könnte, schrieb Katja Petrowskaja: „Ich stelle mir eine Reihe von Alltagsgeschichten vor, die mehr oder weniger absurd sind. Sie können aus Perspektive einer Frau geschrieben werden, die nicht gut

„funktioniert“ und schon deswegen viel erlebt.“ Das ist die kurze Formel von Petrowskajas Poetologie: Etwas oder jemand funktioniert nicht richtig, und dadurch kommt eine ganze Welt ins Rutschen, kann angezweifelt werden, weil sie nicht so fest im All verankert ist, wie man immer dachte. Und so erlebt man etwas völlig Neues an einem Ort, über den doch alles schon erzählt worden ist. „Manchmal ist es gerade die Prise Dichtung, welche die Erinnerung wahrheitsgetreu macht“, heißt es in „Vielleicht Esther“.

Grammatik des Klangs

Ihre erste Kolumne begann mit dem kurzen Satz: „Mich schläfer-te.“ Falsche Grammatik, schöner Klang, und schon wacht man auf. In einer der nächsten Folgen schrieb sie, sie sei wohl die einzige Person auf der Welt, die im Wort „Ansichtsexemplar“ das Wort „Sex“ sieht. Wörter auseinandernehmen, neu zusammensetzen, wer das kann, der setzt auch den Alltag neu zusammen, die Welt, in der wir leben. Ein ganzes neues Leben kann aus einem verrutschten Buchstaben entstehen. Insofern ist es natürlich nicht nur ärgerlich, wenn jetzt überall ihr verdrehter Lebenslauf erscheint. Irgendjemand hat irgendwann ihr Leben falsch erzählt, und jetzt hat sie Mühe, ihre echt echten Lebensdaten in der Welt neu zu verankern. Ein bisschen ist es so, als hätte sie es sich so ausgedacht.

Die große Stärke der Prosa von Katja Petrowskaja ist ja zunächst einmal eine Schwäche: Ihr Deutsch klingt wunderschön, und dafür, das sie es so spät erst lernte, beinahe perfekt. Aber eben nur beinahe. Sie schreibt ihre Texte auch immer noch nicht ganz alleine, hat immer jemanden, der sie bearbeitet, manchmal sogar mitschreibt. Das hat sie auch bei der Preisverleihung in Klagenfurt ganz freimütig zugegeben, anders als zahlreiche andere Autoren nichtdeutscher Herkunft, die die Tatsache verschleiern, dass sie immer jemanden an ihrer Seite haben, der mitschreibt und stark redigiert. Sie

steht dazu. Das Schreiben fällt ihr ungeheuer schwer, ihr ganzes Wesen ist aber sonst auf Hefigkeit und Tempo ausgelegt. „Ich reagiere auf alles schnell und impulsiv“, sagt sie. „Und dann brauche ich epische Zeiten, um es zu Wort zu bringen. Das ist eine schwere seelische Diskrepanz, unter der ich sehr leide.“ Genau diese Spannung ist es aber, die ihren Texten die Schönheit und Energie verleiht: Langsamkeit, Genauigkeit und plötzlich überraschende Wendungen.

Wie sehr hat sie jetzt Klagenfurt genossen. Natürlich, als Gewinnerin ist es immer leicht. Sie sagt aber auch, dass es schön für sie war, einfach, weil sie sonst nirgendwo dazugehört, zu keinem Betrieb, zu keinem Land, zu keiner Sprache. Und Klagenfurt war eine tolle Erfahrung: nicht als Literaturbetriebsergebnis, sondern weil die Literatur hier für die Menschen so eine große Rolle spielt.

Die Frau in Bergen

Als ich jetzt mit ihr spreche, macht sie gerade Urlaub irgendwo im Salzburger Land, und sie sagt, jeder Bauer hier habe den Wettbewerb gesehen. Literatur sei hier ungeheuer wichtig, und vor allem dieses Ereignis. Es sei wichtig, jenseits aller akademischen Besserwissererei. „Die Menschen hier wissen etwas über das Leben, was ich nicht weiß“, sagt sie, und dass der Postbote hier so lebensklug über Thomas Bernhard spreche wie wenige andere. „Wir sind alle sehr verkrampft in unserer Intellektualität und unserem städtischen Leben“, sagt sie, die seit 1999 in Berlin lebt. Und: „Man kann anders leben, und es bedeutet keinen Verlust.“

Als wir uns zum Telefonieren verabredeten, hatte sie gesagt, sie sei in Bergen und gehe jetzt erst mal spazieren. Am nächsten Tag rief ich wieder an und fragte, wie es so sei in Norwegen. Sie sagte, „Warum Norwegen, ich bin in den Bergen.“ Ach so. Sie hatte den Artikel verschluckt, ich klärte das Missverständnis auf, und sie sagte: „Siehst du. Ich habe nur einen Artikel verschluckt und schon etwas Fiktives geschaffen.“

Das Schönste am Sieg Katja Petrowskajas in Klagenfurt war, dass sich alle mit ihr zu freuen schienen, darüber, dass man sie entdeckt hat, darüber, dass sie sich so freute. Die Mitarbeiter des ORF hatten sich am Tag der Siegerehrung alle in Gelb und Blau gekleidet, den ukrainischen Nationalfarben, um sie zu feiern. Sie hat das erst später erfahren. Auf der Bühne bekam sie das gar nicht mit.

Später ist dann der ORF-Direktor zu ihr an den Tisch gekommen. Sie wusste nichts von irgendwelchen Plänen, die auf sie als Siegerin jetzt warteten. Aber er sagte: „Wir sehen uns ja Montag in Wien.“ Daraufhin sie: „Was soll ich denn montags in Wien? Da haben doch die Museen geschlossen.“ Daraufhin der Direktor: „Dann öffnen wir sie eben für Sie.“

Und am Montag war sie dann in der Albertina, mit dem ORF-Direktor und ihrer Familie, ganz allein. Dann fuhr sie in die Berge.

VOLKER WEIDERMANN

„Vielleicht Esther“ zum Nachlesen:
<https://bachmannrezepte.de/texte/1388>



Spurensuche in einer ausgebrannten Stadt: Die in der Sowjetunion aufgewachsene Siegerin Katja Petrowskaja bei ihrer Lesung

Im großen Herzen ist für Kitsch kein Platz

Klagenfurts Zukunft ist gesichert. Literarisch überzeugt eine Geschichte, die von der Ermordung der Juden in Kiew erzählt

JAN KÜVELER

Der Bachmann-Preis in Klagenfurt ist wahrscheinlich die einzige Veranstaltung der Welt, zu der man eigens anreist, um sich vor den Fernseher zu setzen. Frühmorgens, wenn der Literaturbetrieb gerade ins Bett gegangen ist, fallen Schüler und Rentner in Scharen im kleinen Saal des ORF-Landesstudios Kärnten ein und sichern sich mittels Mallorca-Methode sämtliche Plätze. Schuld am Badehandtücher-Überschuss ist wohl der nahe Wörthersee, wohin es nachmittags zum Planschen geht.

Die übermächtigsten Verleger, Lektoren, Presseleute, Feuilletonisten und, ach ja, Schriftsteller, die gerade nicht dran sind, bescheiden sich mit den Bierbänken im Garten, nippen kleinen Braunen oder Puntigamer-Bier aus Plastikbechern und blinzeln in Richtung der Fernseher, die ringsum an Bäumen und Zeltstreben hängen. Vielleicht ist das der geheime Grund für den heftigen Protest gegen das vor Kurzem angekündigte Ende der Übertragung (an ein komplettes Aus glaubte eh keiner). Undenkbar, wie früh der Betrieb dann aufstehen müsste.

Aber „Der Bachmann-Preis bleibt“, in Klagenfurt und im Fernsehen. Das verkündete ein gut gelaunter ORF-Generaldirektor Alexander Wrabetz bei der Preis-

verleihung am Sonntag. Das Lächeln der Jury, der Autoren, des Publikums war es wert, sich ausnahmsweise an den Rentnern vorbeizudrängeln.

Und es war ja wirklich alles gut. Die bezaubernde Katja Petrowskaja gewann den Hauptpreis. Mit einer, wie es immer wieder und völlig zu Recht hieß, „tänzelnden“, „schwebenden“, „federleichten“ Geschichte über das denkbar schwerste Thema: die Erschießung der eigenen Urgroßmutter 1941 durch die Nazis in Kiew. „Alles andere stand still“, heißt es in dem Romanauszug „Vielleicht Esther“ über ebendiese „Vielleicht Esther“, die nicht einmal mit Sicherheit diesen Namen trug, weil sie für die einen die Babuschka war und für die anderen die Mutter. Ein Familientier also, das nur in Verwandtschaftszusammenhängen existierte und, alt und schwach, nicht an der gemeinsamen Flucht teilnehmen konnte. Mit einem Mal allein, macht sie sich auf ihren letzten schweren Weg, voller Zuversicht in diese Deutschen, deren Befehle wunderbar klar sind und – Jiddisch ist ihre Muttersprache – Vielleicht Esther im Innersten anrühren.

Während Petrowskaja las, als Sechste und Letzte am Freitag, zu einer Zeit, da die Konzentration normalerweise schon zum Strandbad Maria Loretto vorgefahren und baden gegangen ist, stand alles andere still. Die Schweizer Jurorin Hilde-

gard Keller, die Petrowskaja eingeladen hatte, sagte in ihrer Laudatio, noch nie habe sie hier Menschen vor Rührung weinen sehen. Das leistet allein ein Text, dessen Herz so groß ist, dass für Kitsch kein Platz bleibt.

„Vielleicht Esther“ ist eine Art literarischer Essay, eine Spurensuche in einer ausgebrannten Stadt, die Petrowskaja im Akt des Schreibens erst errichtet. Ein Zirkelschluss aus Autobiografie und Fiktion, eine Überblendung aus antikem Mythos und moderner Geschichtsschreibung, kreist der Text um sich selbst und kommt doch zu seinem Ziel. Zwei Bilder stehen in seiner Mitte: die Babuschka als Schildkröte im berühmten Paradox von Zenon, vom pfeilschnellen Achill verfolgt und doch nie eingeholt, und ein Ficus benjamina, der, vom Lastwagen gehoben, dem Vater der Erzählerin Platz für die Flucht



So sehen Sieger aus: Nadine Kegele, Helmut Helle, Katja Petrowskaja, Verena Güntner und Benjamin Maack (v. l.)

macht. „Ich sehe die Blätter dieses Fikus, die nun, im Jahre 1941, im Takt der Welt-ereignisse nicken.“

Der Horizont der meisten anderen Texte war enger. Zeigte Jugendliche beim Heranwachsen, wie Verena Güntners Romanauszug „Es bringen“, kurz vor dem Bachmann-Wettbewerb für einen, wie man hört, sagenhaften Vorschuss verkauft. Die Berlinerin gewann, haarscharf vor dem Hamburger Benjamin Maack, den von einem lokalen Energieunternehmen gestifteten zweiten Preis. Maacks mit dem dritten Preis ausgezeichnete abgründige Geschichte über einen kleinen Käferforscher, vielleicht nur ein einsamer Junge, vielleicht ein sich entpuppendes Monster, schillerte selbst, wie Jury-Neuzugang Juri Steiner aus Lausanne bemerkte, vielfarbig wie das Chitin eines Insektenpanzers.

Nicht alle Texte hatten diese Ambivalenz. Im schlimmsten Fall zeichneten sie eine Welt, so klar geordnet wie die Rollen in einem Wettbewerb, in dem die Jurorin Juri und die Romanciers Roman hießen, wie der zukünftige Hanser-Verleger Jo Lendle bemerkte. Die Kritiker sortierten die meisten davon zuverlässig aus. Höchstens im Fall von Hannah Dübgen überrahmte sie einen starken Text, der, bittere Ironie, von einem Kind handelte, das ohne Augen geboren worden war.

Auch Roman Ehrlich hatte Pech, obwohl auf der Shortlist und in der Liveabstimmung der Jury am Sonntag immer wieder genannt, keinen Preis zu gewinnen. Stilistisch elegant, an Vorbildern wie Peter Welss und W. G. Sebald geschult, zeichnete er im Romanauszug „Das kalte Jahr“ eine postapokalyptische Welt, eine Winterreise durch ein vereltes Land auf halber Strecke zwischen Tarkowskis „Stalker“ und Cormac McCarthys „Die Straße“, darin ein seltsames Kind, das bloß einen Namen hat, Richard, aber keine Vergangenheit. Daniela Strigl vermutete, Richards Interesse an Gegenständen wie Neun-Volt-Batterien, Schaltaht, Saitenschneidern und Isolierklebeband deutete auf den Bau einer Rohrbombe hin. Ebenso gut könnte er an einer Zeitmaschine basteln.

In die war zu Beginn des Wettbewerbs, also vor gefühlten Äonen, Michael Köhlmeier geklettert. In seiner Eröffnungsrede hatte er an die beschämende Verbalhinrichtung des Schriftstellers Jörg Fauser durch eine sagenhaft selbstgerechte Jury erinnert, beklatscht von einem ignominanten Publikum. „Dem Pöbel saßen die Pöbelartigen vor“, hatte Köhlmeier gesagt und am Ende doch noch, fast ein wenig überraschend, für die Fortführung des Preises votiert.

Nach dem 37. Bachmann-Wettbewerb kann man doppelt beruhigt sein. Der ORF bleibt im Boot, und die Jury ist, auch wenn man das manchmal ein bisschen bedauert, zum Pöbeln zu gewitzt und gut erzogen. Selbst wenn Hubert Winkels Eichendorff mit Mörke wechselt, darf er auf die Milde seiner Kollegen hoffen. Nikola Anne Mehlhorns Text, die einzige Delle im ansonsten makellosen Debüt von Juri Steiner (er hatte Mehlhorn eingeladen), vernichtete Winkels dann zwar selten eindeutig, aber trotzdem schonend; er mochte nichts sagen. So endete der Wettbewerb auf eine Weise, die nach viertägiger Dauertextbeschallung unbedingt notwendig erscheint: Im Schweigen.

Die Welt 8. Juli 2013

„Die deutsche Sprache war eine Befreiung“

Die Bachmann-Preisträgerin Katja Petrowskaja über das Faszinosum Berlin und die Posaunen der Katharsis

HOLGER HEIMANN

Fassungslos – das trifft es wohl am besten. Katja Petrowskaja scheint selbst am wenigsten glauben zu können, dass sie mit dem Bachmann-Preis wieder nach Hause fährt. Mit gewinnendem Charme erklärt sie, warum Andere den Sieg eher verdient hätten.

DIE WELT: Sie haben bislang als Journalistin gearbeitet. Wie kamen Sie zum literarischen Schreiben?

KATJA PETROWSKAJA: Was ich mache, bezeichne ich nicht als Literatur. Als ich ungefähr 38 Jahre alt war, schien es mir einfach an der Zeit, meine Familiengeschichte aufzuschreiben. Das ist natürlich nicht sehr originell, das machen alle. Überraschend für mich selbst war dabei, dass ich deutsche Sätze gebildet habe. In dem Konglomerat sowjetisch-jüdischer Geschichte, das sich vor mir auftat, bin ich immer wieder ungewollt über den Krieg gestolpert. Ich wusste nicht, wa-

rum und wozu. Denn mein Plan war es eigentlich gewesen, etwas Friedliches zu schreiben. Die deutsche Sprache kam da einer Befreiung gleich.

Wieso?

Wenn man über diese Zeit auf Russisch schreibt, ist man unweigerlich in einem moralischen Diskurs von Sieg und Opferbereitschaft gefangen. Von der gleichen Begebenheit auf Deutsch zu berichten bedeutet hingegen, sich ein deutsches Gegenteil zu imaginieren. So konnte ich davon erzählen, dass die Geschichte von Opfer und Täter für mich passé ist. Wenn man die Rollenfestlegung immer weiter trägt, bleibt man darin stecken, ohne etwas zu verstehen.

Was bedeutet es für Sie, auf Deutsch zu schreiben – in einer Sprache, in der Sie nach eigener Auskunft noch „minderjährig“ sind?

Ich schreibe gemeinsam mit zwei anderen Menschen – mein Mann korrigiert

alle meine Fehler, eine Freundin ist meine erste Lektorin. Ohne diese Menschen könnte ich nicht agieren. Zwar spreche ich ganz gut Deutsch. Aber das Schreiben ist doch etwas anderes. Ich nenne das ganz bescheiden „mein Kampf“. Es ist ein Kampf mit dieser Sprache. Doch gerade die Schwierigkeit impliziert eine gewisse Qualität. Mein Schreiben muss schwierig und kompliziert sein.

Ihr Bachmann-Text „Vielleicht Esther“, in dem die Erzählerin den Mord an ihrer Urgroßmutter durch die SS zu rekonstruieren versucht, ist also Teil Ihrer Familiengeschichte?

Ja, der gesamte Erzählband, der im März erscheint, ist als Familienbuch gedacht. Ich hatte sehr viel recherchiert, bis ich verstand, dass ich die Wahrheit in einem historischen Sinn überhaupt nicht brauche. Dass ich sogar meine Familie nicht brauche, aber dafür war es zu spät. Nun bleibt abzuwarten, ob ich mich reiner Fiktion widmen kann.

Sie wurden in Kiew geboren, haben in Estland studiert und in Moskau promoviert. Seit 1999 leben Sie in Berlin. Was hat Sie dorthin geführt?

Ich habe in Kiew Mitte der Neunzigerjahre einen deutschen Mann kennengelernt. Er hat mich für eine kurze Reise sofort mit nach Berlin genommen. So stand ich am Potsdamer Platz wie ein Zitat aus dem Wenders-Film „Himmel über Berlin“. Was mich am meisten angezogen hat, war diese Unbestimmtheit, der rohe Zustand, dieser leere Raum. Es ist ein faszinierender Raum, der aus der bewussten Bewältigung des Krieges entstanden ist. In Moskau spürte man seinerzeit schon das Getrampel von Putin. Ich konnte da nicht bleiben. Mein deutscher Mann wollte in Moskau leben. Ich habe ihn nach Berlin verfrachtet.

2012 hat Olga Martynowa hier gewonnen, auch sie ist in der Sowjetunion aufgewachsen. Ist die Erfahrung verschiedener Kulturen und Sprachen

von Vorteil für das Schreiben?

Vielleicht ja, weil Entfremdung immer etwas ausmacht. Es ist unheimlich interessant, dass viele, deren Muttersprache eine andere ist, auf Deutsch schreiben. Womöglich hat das auch mit Moden zu tun. Aber fest steht auch, dass es etwas unglaublich Attraktives an diesem Land gibt. Nur vermittels der großen Deutschland-Sehnsucht der Ausländer können Deutsche das vielleicht verstehen.

Wann haben Sie während der Tage in Klagenfurt zum ersten Mal gedacht, dass Sie gewinnen könnten?

Als ich die Bühne betrat, habe ich ein paar wache Menschen gesehen und Akzeptanz gespürt. Das hat es mir leichter gemacht. Ich weiß durchaus, dass man nach meinem Text ein bisschen betäubt ist, weil er so laut in die Posaune der Katharsis bläst. Das hat wohl auch das Urteil der Jury beeinflusst. Denn es gab andere Texte, die literarisch interessanter sind als mein eigener.

Tagesspiegel, 8.7.2013

DER BACHMANN-PREIS IST GERETTET Und die Gewinnerin 2013 heißt Katja Petrowskaja

Babuschkas und andere Mütter

Beim soliden 37. Lesefest in Klagenfurt triumphiert mit Katja Petrowskaja erneut eine Slawin

VON KATRIN HILIGRUDER

Ganz geklärt ist die Bedeutung des altnordischen Namens Ingeborg nicht, aber er hat etwas mit Bergen und Beschützen zu tun. Noch nie wurde das sinnfälliger als bei dieser 37. Ausgabe des Ingeborg-Bachmann-Preises, das bis zum gestrigen Finale das letzte zu werden drohte. Diesmal zierte ein besonders liebliches, verträumt lächelndes Konterfei der Namensgeberin die Begleitmateriale. Überall im Stadtbild war der warme Gelbton präsent, ob auf Protestaushängen in Buchhandlungen, Liegestühlen mit Gedichtzitate oder eben jenen Taschen, mit denen der versammelte Literaturbetrieb stets auf Leihfahrrädern Richtung Wörthersee aufbricht.

Das zarte Bachmann-Profil zierte auch das journalistische Novum „Ingeborg – Das sympathische Blatt für den Bewerb von heute“. Literaturstudenten der Universität Hildesheim hatten die drei Ausgaben der Postille in Nachtschichten erstellt. Die sieben Preisrichter unter der Ägide von Burkhard Spinnen wurden nach „Fetzigkeitsfaktor“ und „kryptorhetorischer Potenz“ benotet, wobei Spinnen neben Hubert Winkels vom Deutschlandfunk das Feld anführte. Melke Feßmann aus Berlin, die sich für ihre Kandidatinnen Larissa Boehning und Anousch Mueller wie eine Löwin schlug, wurde als Hobby „Dressurreiten“ unterstellt, der US-Schweizerin Hildegard Elisabeth Keller „Acrylmalerei“. Die sanfte Ironie dieser „Sternstunden der Kritik“ tat wohl, denn sie dämpfte die Feierlichkeit und den markigen Ton, angefangen mit dem Klagenfurter Kulturreferenten Alfred Gunzer: „Über eine Einstellung des Wettbewerbs sind wir nicht gesprächsbereit“.

Auch durch die Jury ging ein veritabler Ruck. Sie diskutierte so engagiert und ernsthaft, als wollte sie mit philologischer und rhetorischer Schärfe über Preisentzerrung untermauern. Souverän und verschmitzt taten dies vor allem die Österreicher Daniela Strigl und Paul Jandl. Der neue Moderator Christian Ankwitsch nannte die Literatur „lebendig und lebensnotwendig“, gerade hier im ORF-Theater.

Sorückten diesiebenKritikerjuroren allen 14 eingereichten Texte zulehne, und ab dem zweiten Tag stand fest: ex oriente lux. Nach der Kärntner Slowenin Maja Haderlap und der Russin Olga Martynowa errang nun am Sonntag mit Katja Petrowskaja die dritte Slawin in Folge den Hauptpreis in Höhe von 25 000 Euro. „Im Deutschen bin ich noch minderjährig“ sagt die 1970 in Kiew geborene Literaturwissenschaftlerin und Journalistin über sich. Dieser Umstand verschafft ihr die Freiheit, über historische Themen wie das SS- und Wehrmachtsmassaker von Babyn Jar 1941 zu

Der Protest hat geholfen: Klagenfurt bleibt, verkündet der ORF-Chef



Starkes Debüt. Die Ukrainerin Katja Petrowskaja, 43, lebt seit 1999 in Berlin. Foto: dpa

schreiben. Auf Russisch könne sie das nicht, meint die Ukrainerin mit zartem Akzent – zu stark belaste sie in der Muttersprache der Sieger- und Opferdiskurs. 1999 kam Katja Petrowskaja nach Berlin, „wegen der Liebe zu dieser Stadt“.

Ihr Text „Vielleicht Esther“ (siehe den nebenstehenden Auszug), von Melke Feßmann als „locker, leicht gewebt“ gelobt und trotz seines gewichtigen Themas tanzend und schwebend, ist eine zu Herzen gehende Variation über eine angekündigte Ermordung: die von Petrowskajas jüdischer Urgroßmutter. Wohl im Vertrauen, die deutschen Besatzer würden mit deutsch sprechenden Juden als Vertretern des Bildungsbürgertums Nachsehen haben, macht sich die Babuschka auf den Weg zur Meldestelle, im Tempo einer Schildkröte. Indem die Urenkelin diesen sinnlosen Opfergang ihrer Vorfahrin imaginiert, hält sie deren Ermordung auf, wenigstens für die Dauer des Erzählens.

„Wo Gefahr ist, wächst laut Hölderlin das Rettende auch. In Klagenfurt war förmlich ein Riesenzwisch des Rettenden zu erleben. Fast an allen Revers steckten Buttons, die auf die Twitter-Initiative „#bleibt“ hinwiesen, und die Internetpetition zur Erhaltung der Tage der deutschsprachigen Literatur fand mehr als 6500 Unterstützer. So hielt sich die Überraschung in Grenzen, als ORF-Generaldirektor Alexander Wrabetz kurz vor der Preisverleihung wie ein Deus ex Machina erschien und den Fortbestand des Wettbewerbs verkündete. Am Vorabend unterschrieb er höchstselbst die Petitionsmerkwürdig, denn er war es, der am 21. Juni verkündet hatte, das Wettlesen finde 2014 „sicher nicht“ mehr statt, in erster Linie Burkhard Spinnen bedankte sich für die Solidarität – und nutzte in Oscar-Manier die Gelegenheit, um in seinem zwölfsten Jahrgang endlich seine Mutter zu grüßen.

Ja, die Mütter und ihre spezielle Ausprägung als ukrainische Großmutter be-

ziehungsweise Babuschka: Neben vier Texten über pubertierende Jungen in der Nachfolge von Musil's „Törleß“ bestimmten sie dieses Lesefest mit wenigen qualitativen Spitzen und Tiefpunkten. Im bitteren Text der Wienerin Nadine Kegeles tragen die Mütter am Spielplatz „oft schwer an ihren Bäuchen und den Brüsten darüber“. Oder sie lieben ihren widerspenstigen Sohn wie in Benjamin Maacks dramaturgisch perfekter Kurzgeschichte

Sie schreibt über den NS-Mord an Ihrer jüdischen Ahnin

„Wie man einen Käfer richtig fängt“ von Joachim Kaltenbach. Der etwas scheue neue Schweizer Juror Juri Steiner sah in dem zwölfjährigen Joachim; der seinen im Glas gefangen

genen Käfern den blutenden Tampon einer angebotenen Klassenkameradin bei gibt und damit einen neuen biologischen Ekelkampfstoff kreiert, ein Bildnis des „Dr. Mabuse als Kind“. Hildegard E. Keller wies darauf hin, dass auch der Sexualforscher Alfred Kinsey mit der Beobachtung von Gallwespen begonnen habe.

Weit weniger doppelbödig Verena Güntners einflussreiche Pubertätsfallstudie „Es bringen“ – wie so oft ein „Körpertext“, die den mit 10 000 Euro dotierten Kelag-Preis erhielt: Ein 16-jähriger kratzt sich die Haut auf und erprobt sein Ich als „Mannschaftsaufstellung“. Eher wäre dem 30-jährigen Roman Ehrlich eine Auszeichnung für den Auszug aus seinem Roman „Das kalte Jahr“ zu wünschen gewesen; eine postapokalyptische Szenerie nach der Klimakatastrophe, in der die neue Zeitrechnung mit dem seltsamen Jungen Richard beginnt, vielleicht ein Bombenbastler.

Der Text zählte neben denen von Philipp Schönthaler und Heinz Helle zu den formal avanciertesten, die philosophische Fragen aufwerfen. Helle immerhin bekam für seine Studie über den schrumpfenden Idealismus in Paarbeziehungen den Ernte-Willner-Preis. Der Burgschauspieler und – neben dem Deutsch-Brasilianer Zédo Rock – zweite Publikumsliebhaber Joachim Meyerhoff hingegen ging überraschend leer aus. Dabei hatte sein rasant vorgetragenes Scheinstück über einen Münchner Bücherdieb aus Leidenschaft alle performativen Qualitäten eines Bachmann-Textes. „Ich brauche das Buch“ wüßte einen kritischen Sehensuchtsblick zurück in die 80er Jahre, als Druckwerke noch aus Passion gestohlen wurden.

Katja Petrowskajas Siegertext ist übrigens der einzige mit einem geschichtlichen Hintergrund, der allerdings durch manche stilistische Glanzpunkte verhängt wird. „Das Thema hat Recht“, meinte Juror Paul Jandl und formulierte damit die Schwierigkeit, überhaupt Einwände zu erheben. Petrowskajas Roman „Vielleicht Esther“ soll im März 2014 im Suhrkamp Verlag erscheinen. Ihm sind ähnliche Nehmerqualitäten zu wünschen wie dem Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb.

VON HARALD LOCH

Drei Fragen beherrschten bei den diesjährigen 37. Tagen der deutschsprachigen Literatur im österreichischen Klagenfurt die Diskussionen: Was wird aus dem Ingeborg-Bachmann-Preis, nachdem der Österreichische Rundfunk (ORF) die Spendierhosen halb zugeknöpft hatte? Wer gewinnt die renommierte Auszeichnung diesmal? Und: Was wird aus dem Suhrkamp-Verlag?

Die erste Frage wurde am letzten Tag des Wettbewerbs unmittelbar vor der Preisverleihung vom Generaldirektor des ORF wie der gordische Knoten durchgehauen: »Wir sind stolz auf den Bachmann-Preis«, intonierte er und damit war klar: Es geht weiter mit der finanziellen Förderung durch den öffentlich-rechtlichen Rundfunk der Alpenrepublik.

FAVORITIN Der zweiten Frage, deretwegen Hunderte Literaturinteressierte nach Klagenfurt gekommen waren oder zu Tausenden die Live-Übertragungen auf 3sat verfolgt hatten und im Internet zeitgleich die in sieben europäische Sprachen übersetzten Originalbeiträge mitlasen – der Frage, wer den mit 25.000 Euro dotierten, begehrtesten deutschsprachigen Literaturpreis gewinnen würde, war zwei Tage zuvor von Katja Petrowskaja mit ihrer Lesung etwas von der großen Spannung genommen worden. Vorher gab es keine Wetten auf sie, danach war sie die Favoritin.

Katja Petrowskaja kam 1970 im ukrainischen Kiew zur Welt. 29 Jahre zuvor, im Jahre 1941, machte sich ihre Familie auf die Flucht vor der heranziehenden deutschen Wehrmacht. Ihr Vater war damals

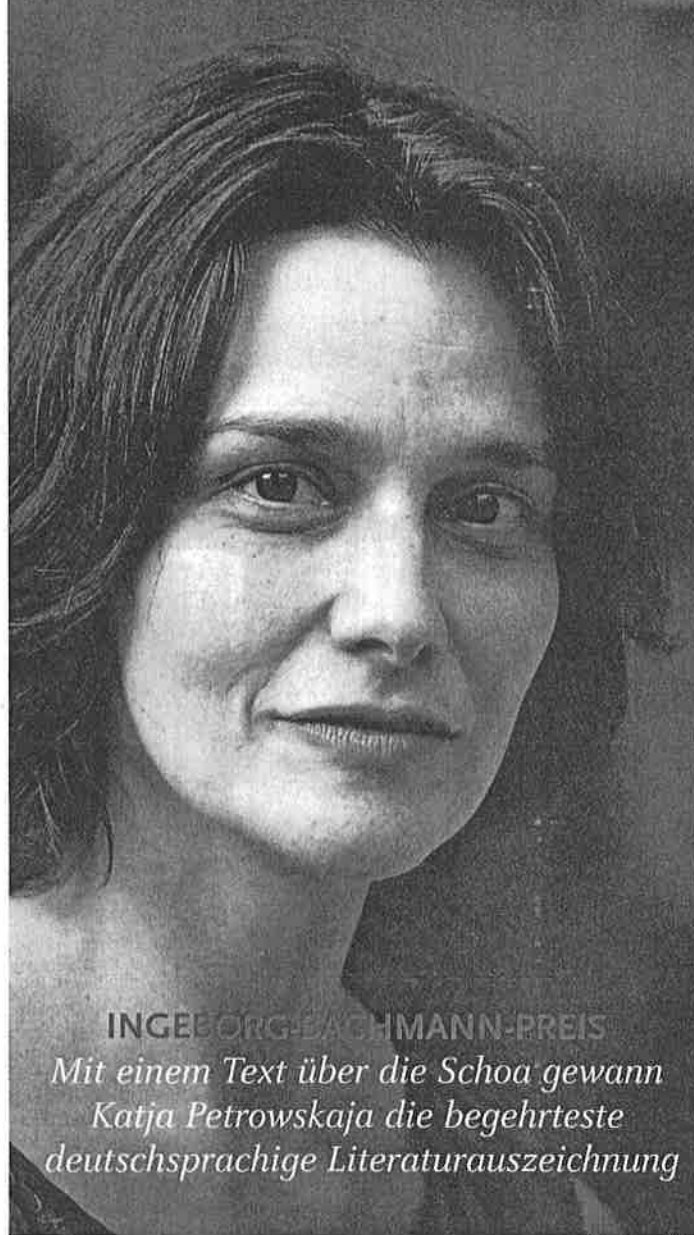
Nach ihrer Lesung galt die in Kiew geborene Autorin als Favoritin.

ein Junge. Zunächst passte er gar nicht auf den Fluchtwagen. Es musste erst ein Ficus abgeladen werden, um Platz für ihn zu machen. Diesen Ficus reibt die Autorin an der Fiktion ihres Schreibens. Ihr Vater also überlebte, sonst gäbe es sie ja nicht. Aber die Babuschka des Vaters, seine Großmutter, kam damals nicht mit. Sie konnte nicht mehr gehen, und die Familie glaubte, sie, eine alte Frau, könne nicht gefährdet sein. Gegen den Rat aller folgte die Babuschka aber dem Aufruf der Deutschen, alle Juden sollten sich melden. Mit letzter Kraft schleppte sie sich auf die Straße, hatte ein gewisses Vertrauen zu den Deutschen, die ja gegen Ende des Ersten Weltkriegs in Kiew für Ordnung gesorgt hatten und sprach einen deutschen Offizier auf Jiddisch an.

»Cher Offizehr«, begann Babuschka mit ihrem unverkennbaren Anhauch, überzeugt davon, sie spreche Deutsch: »Zeyn Zi so Fayn, sagen Sie mir, was soll ick den machen? Ikh hon di plakaten gezen mit instrukzies far Yidn, aber ich kann nicht so gut laufen, ikh kann loyfn azoy schnell.« Sie wurde auf der Stelle erschossen.

DEBATTE Als Katja Petrowskaja diese Geschichte mit erstaunlicher literarischer Leichtigkeit las, hätte man in Klagenfurt eine Stecknadel fallen hören können. Die Jury war sich einig: ein wundervoller Text

Babuschkas Tod



INGEBORG-BACHMANN-PREIS
Mit einem Text über die Schoa gewann
Katja Petrowskaja die begehrteste
deutschsprachige Literaturauszeichnung

»Ich teile nicht in Opfer und Täter«: Katja Petrowskaja

Foto: Johannes Puch

über ein großes Thema. »Kann und sollte man eine solche Geschichte erfinden?«, fragte dann aber Juror Paul Jandl und trat damit eine heftige Diskussion los. Denn eigentlich ist die Frage entschieden, ob die Schoa ein literarischer Topos sein kann. Hubert Winkels, ebenfalls Jurymitglied, wies auf Jorge Semprún hin, der Soazig Aarons Holocaust-Roman *Klaras Nein* als das »erste starke, unvergessliche Zeichen der Kraft eines fiktiven literarischen Versuchs« bezeichnet hatte, »sich an kühne und bescheidene Rekonstruktionen unse-

rer innersten Erfahrung der Vernichtung zu wagen, die auch ihre Rettung ist.«

Zu einem Gedankenaustausch zwischen Katja Petrowskaja und Paul Jandl nach der Lesung kam es nicht. Aber im Gespräch stellte die Autorin klar: »Am meisten hat mich gestört, dass ich mir die Geschichte meiner Urgroßmutter »angeblich« ausgedacht hätte. (...) Aber ich habe alles so aufgeschrieben, wie es passiert ist. Es ist leider eine wahre Geschichte.«

Es war für Katja Petrowskaja wichtig, diese Geschichte auf Deutsch zu schreiben.

Mitte der 60er-Jahre lernte sie ihren Mann kennen. Er ist Deutscher und hat, was ihm lange nicht bekannt gewesen war, jüdische Vorfahren. Seit 1999 lebt die Autorin mit ihm und ihren beiden Töchtern Rosa (13) und Marusja (11) in Berlin. Sie hat gegen Ende der Sowjetunion im estnischen Tartu (Dorpat) Literaturwissenschaft studiert und 1999 in Moskau in diesem Fach promoviert. Diese Universität, eine schwedische Gründung aus dem Jahre 1632, wurde später unter Zar Alexander eine der angesehensten Hochschulen erst Russlands und später der Sowjetunion. Fernab der Machtzentrale in Moskau herrschte in Tartu eine etwas freiere Atmosphäre. Hier

»Ich habe alles so aufgeschrieben, wie es passiert ist.«

Katja Petrowskaja

sammelten sich auch nach der antisemitischen Kampagne Stalins ab 1948 einige Gelehrte und Professoren jüdischer Herkunft. Besonders prägend für Katja Petrowskaja war Jurij Lotman, von dem sie gelernt habe, sagt sie, dass es in Bezug auf Räume und Nationen keine Schwarz-Weiß-Gerechtigkeit gebe.

FAMILIENGEHEIMNIS Katja Petrowskajas Vater ist ein bedeutender russischer Literaturwissenschaftler, der zahlreiche Bücher geschrieben hat, von denen während der Sowjetunion nur wenige veröffentlicht werden konnten. Er arbeitete meistens zu Hause, von einer Art Berufsverbot betroffen. Er konnte seiner Tochter die Geschichte seiner Babuschka und damit auch die des Ficus nicht erzählen. Sie war wie ein Familiengeheimnis geschützt worden. Der Vater vertraute sie erst vor zwei Jahren dem deutschen Ehemann der Autorin an, und der hat sie ihr weiter erzählt.

Ihre Familie hatte Katja Petrowskaja nicht mit nach Klagenfurt gebracht. Ihr Mann war bei ihrem Vater in Kiew, dort die 3 Sat-Übertragung von der Lesung seiner Tochter verfolgte: »Ich glaube, er ist stolz, aber auch perplex, ein bisschen verlegen.« Und dann sagt die Autorin einen überraschenden Satz: »Für mich gehört der Krieg zu unserer »Antike«. Ich kann nicht nach dem Klischee »Täter-Opfer« entscheiden. Wir haben ein gemeinsames Erbe. Für meinen Vater und seine Generation hat das noch eine andere Bedeutung. Ich fühle mich demgegenüber wie eine – im klassischen Sinne – »Barbarin«, wie eine, die in dieser grausamen Geschichte nicht mehr so verwurzelt ist. Aber ich brauche sie auch nicht mehr als »Familiengeheimnis« zu behandeln – ich kann und will darüber schreiben. In der »Vielleicht«-Form, die meinen Klagenfurter Text trägt und die auch in den Titel meines Romans eingeflossen ist.«

Damit wären wir bei der dritten Frage, die Klagenfurt beherrschte: Was wird aus dem Suhrkamp-Verlag? Hildegard Keller, auf deren Vorschlag hin Marina Petrowskaja zum Lesen nach Klagenfurt eingeladen worden war, beantwortete sie in ihrer Laudatio unter Hinweis auf deren 2014 erscheinenden Roman *Vielleicht Esther* und fügte etwas kess hinzu: »Hoffentlich bei Suhrkamp.«

Druckversion der Seite http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=18132

[literaturkritik.de](#) » Nr. 7, Juli 2013 » Ingeborg-Bachmann-Preis 2013 » Interviews

Eine unerzählte Geschichte

Ein Gespräch mit der Bachmann-Preisträgerin 2013 Katja Petrowskaja

Von Lisa-Marie George

In diesem Jahr geriet der Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb besonders in den Fokus der Medien. Der ORF wollte ihn abschaffen, um Kosten einzusparen. Wer würde der letzte Gewinner oder die letzte Gewinnerin der begehrten Auszeichnung werden? Am Tag der Preisverleihung verkündete Dr. Wrabetz, Generaldirektor des ORF, dass der Bachmann-Preis nun doch weiterhin bestehen bleibe. Neue Sponsoren hätten sich gefunden. So wurde die Autorin Katja Petrowskaja in diesem Jahr nicht zur letzten, aber zur Bachmann-Preisträgerin 2013 gekürt. Mit dem Vortrag eines Auszugs aus ihrem Roman „Vielleicht Esther“ berührte sie Jury und Publikum gleichermaßen.

Die Journalistin und Autorin Katja Petrowskaja ist gebürtige Ukrainerin und kam mit 29 nach Berlin. Sie selbst sagt von sich, dass sie im Deutschen noch „minderjährig“ sei. Seit zwei Jahren schreibt sie die Kolumne „Die west-östliche Diva“ für die „Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung“. Schon länger veröffentlicht sie auch in anderen deutschen und russischen Medien ihre Texte.

Direkt nach ihrer Lesung beim Bachmann-Preis treffe ich Katja Petrowskaja in einem Klagenfurter Restaurant. Noch zwei Tage bis zur Preisverleihung. Es ist keine Interviewsituation, sondern ein Gespräch über das Schreiben in der deutschen Sprache.

LG: Ich finde es spannend, dass Sie aus einer sehr subjektiven Perspektive schreiben. Im Text „Die Kinder von Orłjonok“ gibt es etwa eine Passage, in der Sie Ihr journalistisches Vorgehen hinterfragen und reflektieren. Das gibt es selten in journalistischen Texten. Ich finde es eine tolle Möglichkeit mit dieser Metaebene zu spielen und das dem Leser mitzuteilen. In Ihrem Wettbewerbstext, den Sie heute vorgetragen haben, reflektieren Sie ebenfalls die Verbindung von Fakten und Fiktionen. Kann man journalistisches und literarisches Schreiben trennen?

KP: Das ist eigentlich keine Frage für mich. Ich habe nie journalistisch in dem Sinn geschrieben, als dass ich ein Format bedienen wollte. Ich kann daher viele Sachen gar nicht machen. Eigentlich habe ich sehr wenig geschrieben. Egal ob es eine Rezension oder eine Reportage war, die Themen oder Genres der journalistischen Arbeiten wurden von mir selbst bestimmt oder ich habe sie bewusst ausgewählt. Ich wusste dann einfach, hier kann ich mich austoben oder ein Thema behandeln, über das ich gerne sprechen möchte. Ich habe jahrelang kleine Radiosendungen für verschiedene Medien auf Russisch über die Stadt Berlin gemacht. Über Filme, Festivals, Ausstellungen und so weiter. In diesem Format konnte ich etwas darüber erzählen, warum ein bestimmtes Ereignis als Phänomen interessant ist. Da musste nicht offensichtlich „Ich“ stehen, aber es war dennoch extrem subjektiv. Ich kann auch gar nicht anders, ich kann überhaupt keinen normalen Bericht schreiben. Das wollte ich immer lernen – irgendwann objektiv zu sein. Aber das hat nie wirklich geklappt.

LG: Trotzdem kann das ja auch zu einem Stilmerkmal werden. Es ist anscheinend eine Eigenschaft Ihrer Texte.

KP: Ich habe mir auch überlegt, dass ich nicht über mein Schreiben für die Zeitungen in Deutschland sprechen kann, weil ich einfach nicht so viel gemacht habe. Okay, ich habe diese

Kolumne bei der FAS seit zweieinhalb Jahren. Da gab es Texte, mit denen ich zufrieden bin und andere, die ich für nicht so gelungen halte. Insgesamt habe ich vielleicht 15 weitere Texte geschrieben, zum Beispiel zwei Rezensionen und drei „Katastrophentexte“, so nenne ich diese Artikel, über Tschernobyl, Babij Jar und den Überfall auf die Sowjetunion. Und auch einen Text über Schalamow, einen der großartigsten Schriftsteller überhaupt, der etwa 20 Jahre im Gulag war. Das ist so spannend. Oder auch einzelne Artikel über die sowjetische Kindheit, ein Porträt über Schostakowitsch; es war immer etwas, das mich bewegt hat. Einzelprojekte, die ich aber nicht als produktiv bezeichnen würde. Eigentlich kann man so nicht leben. Man braucht immer jemanden, der dich unterstützt. Ich denke, das Genre, welches ich bediene, hat etwas mit dem klassischen Feuilleton zu tun, dem Feuilleton der 1920er- und 1930er-Jahre. Es gibt keinen Stoff ohne dieses „Ich“. Dieser Stil wurde verlernt. Bei mir kommt das nicht aus der Schule oder von einer Tradition, sondern von der Unmöglichkeit her, es anders zu machen.

LG: Wie ist es für Sie, dass Sie jetzt als Teilnehmerin zu den Tagen der deutschsprachigen Literatur eingeladen sind? Dabei spiele ich natürlich darauf an, dass Sie noch nicht sehr lange Deutsch sprechen. Was bedeutet es für Sie persönlich?

KP: Hierher eingeladen zu werden, ist für mich ein großes Geschenk, aber auch eine Skurrilität. Und es ist auch sehr berührend. Es ist Teil meines Vorhabens, beim Schreiben, besonders bei solchen Themen, dass ich meine Geschichte auf Deutsch erzähle. Denn es ist wirklich nicht wichtig, dass es meine Geschichte ist, sondern es ist wichtig, dass sie auf Deutsch existiert. Wenn man auf Russisch schreibt, dann könnte ein Anspruch auf diese Opferrolle entstehen. Es geht um jüdisch-sowjetische Geschichte während der Kriegszeit, und dann ist die Opferrolle in der Sprache impliziert. Wenn du diese Geschichte aber auf Deutsch erzählst, dann entsteht eine Art Entfremdung. Du bist nicht mehr prädestiniert, in der Opferrolle zu sein. Das ist für mich eine Art Öffnung und Rettung. Vielleicht ist es wirklich sehr pathetisch. Aber es ist mir wichtig, denn es ist wie eine Art Versöhnung auf einer anderen Ebene. Nicht durch politische Worte oder durch die Zusammenarbeit von Stiftungen, sondern eine Art Zurückkehren von bestimmten Akteuren. Allein die Tatsache, dass ich auf Deutsch schreibe, ist für mich so eine Unmöglichkeit und immer mit einer enormen Arbeit verbunden. An sich ist es einfach etwas anderes, wenn man hier nicht aufgewachsen ist.

LG: Wie empfinden Sie die mediale Inszenierung des Wettbewerbs?

KP: Es ist überhaupt nicht meine Art, dachte ich. Aber ich habe mich wahnsinnig über die Einladung gefreut. Ich denke, es gibt viele hervorragende deutschsprachige Autoren, die bewusst nicht an solchen Wettbewerben teilnehmen. Sie finden, das ist geschmacklos. Es ist auch vielleicht nicht ganz im Sinne von Ingeborg Bachmann. Dennoch geht es hier nicht nur um Geld oder den Literaturbetrieb, sondern auch um die Herausforderung, sich vor dem Publikum zu präsentieren. Alle haben ganz unterschiedliche Gründe, warum sie dabei sind. Für mich war es sehr merkwürdig. Deutsche Literatur und ich, das ist irgendwie wirklich lächerlich (lacht). Mein Text, den ich hier vorgetragen habe, war eigentlich schon sehr veraltet, und ich habe ihn wieder hervorgeholt. Ich hatte gar keinen Bezug mehr zu diesem Text. Ich habe mir sehr wenig vorher angeschaut, von dem, was hier passiert. Dann kam aber diese Phase, in der ich dachte: Wow, man steht dann da und liest etwas. Ich fühle mich auch immer auf eine Art Mission geschickt, ich weiß nicht welche. Und ich dachte, es ist doch irgendwie eine unglaubliche Situation, dass ich die Geschichte meines Vaters – eine unerzählte, unübersetzbare, unmögliche Geschichte – plötzlich hier vortragen werde. Ich dachte auch, ich werde vielleicht ganz falsch verstanden. Es hätte ja auch so aufgefasst werden können, dass ich hierher komme und die Menschen mit meinen moralischen Geschichten haue. Eigentlich ist es aber genau umgekehrt für mich. Ich sage: Ja, das ist zwar meine Vergangenheit, aber das Wichtigste ist, dass es unsere Geschichte ist.

LG: Wird Sie das Juryurteil in der weiteren Arbeit an Ihrem Roman „Vielleicht Esther“ beeinflussen?

KP: Ich bin eigentlich in einer gefährlichen Situation, weil mein Roman noch nicht fertig ist. Viele, die hier teilnehmen, haben ihren Roman schon abgeschlossen. Ich fühlte mich plötzlich wie in

einer Falle. Bei mir ist es so, dass ich mich sehr schwer mit dem Schreiben tue. Manchmal kommt es einfach und manchmal sitzt man drei Monate da und es gibt keine gute Seite. Eigentlich stehen die einzelnen Passagen, aus denen ich den Text für heute zusammengesetzt habe, im Roman getrennt. Es gibt dazwischen zum Beispiel noch einzelne Abschnitte über Babij Jar. Ich habe es sehr überarbeitet. Jetzt weiß ich nicht, wie es weitergehen soll. Ich sehe auch diese Abschweifungen im Text. [Anm. d. Red.: Paul Jandl hatte die Zusammensetzung der einzelnen Versatzstücke als lose kritisiert.] Mein Text pendelt zwischen einer fast publizistischen Erzählweise und einer Art Delirium. Das ist für mich im Moment noch ein sehr wackeliges Gerüst.

LG: Wie wichtig ist es Ihnen, beim Bachmann-Wettbewerb einen Preis zu gewinnen?

KP: Ich brauche zwar Geld, aber ich finde, es wäre mir persönlich zu viel. Wahrscheinlich werden mich viele falsch verstehen und sagen: Diese Frau hatte einen Bonus durch das Thema und für die Öffentlichkeit ist es dann nicht gut, wenn ich diesen Preis bekomme. Es wäre schon nett, irgendeinen der Preise zu gewinnen. Ich habe bei der Lesung die Menschen gesehen und ich weiß, dass es mich berührt hat. Und es ist auch erlaubt, dass diese Geschichte andere Menschen berührt. Daher wäre es schön, etwas zu bekommen. Aber aus ganz vielen Gründen fände ich es nicht okay, wenn ich den Hauptpreis erhalte. Es gibt hier andere Autoren, die meine Favoriten sind. Ich hoffe, dass etwas Stilleres oder Skurrileres den Bachmann-Preis bekommt. Scham spielt da bei mir auch eine Rolle.

LG: War die Arbeitsweise von W. G. Sebald ein Vorbild für Ihren Text?

KP: Sebald ist ein sehr wichtiger Autor für mich. Ich gehe schon in seine Richtung. Er ist so eine große Figur für mich, dass ich ihm kaum entkommen kann. Mir gefällt dieser lange Atem und der Weg ins Nirgendwo. Ich kann mit Fiktion nicht arbeiten. Alles was ich gemacht habe, arbeitet mit einem kleinen Stück der realen Geschichte. Aber ich bin ein kleines Tier im Vergleich mit Menschen, die Literatur machen. Das ist keine Koketterie, sondern es geht darum, dass ich mir das nicht ausgedacht habe. Man kann sagen, dass die eigene Biografie ein Geschenk für die Fantasie ist. Für mich ist das meine Palette.

LG: W. G. Sebald hat ja leider hier beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb nichts gewonnen, aber er war dennoch ein erfolgreicher Schriftsteller.

KP: Gewinnen sagt gar nichts. Verlieren sagt genauso wenig. Es gibt also keine Kriterien. Die Menschen müssen selbst einen Geschmack entwickeln.

http://www.literaturkritik.de/public/druckfassung_rez.php?rez_id=18132

Stand: 18.07.2013 - 15:42:20

Lesungen: 33

© bei der Autorin und bei literaturkritik.de

[literaturkritik.de](http://www.literaturkritik.de) » Nr. 7, Juli 2013 » Ingeborg-Bachmann-Preis 2013 » Interviews

Druckversion der Seite http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=18132